O.rel.6812

Eduard Westburg,

oder

die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds.

Ein historischer Roman

von

J. de Vries.

Aus dem Holländischen übersetzt

von **Dr. L. C. Moseler.**

Siegen und Wiesbaden.
Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung.
1844.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Der Morgen des 16. Novembers 1622 war einer jener unangenehmen Tage, die in Holland in dieser Jahreszeit nicht selten sind. Ein dichter Nebel hatte Alles wie mit einem düsteren Schleier umhüllt, und den sonst so lachenden Weiden und Feldern ein trauriges Ansehen gegeben. Ein schneidender Wind trieb dann und wann ein eiselndes Schneegestöber vor sich her und zweien Reisenden gerade entgegen, die sich auf dem Wege zwischen Leyden und Voorschoten befanden. Beide ritten kräftige friesische Pferde, die, ungeachtet sie eine bedeutende Strecke zurückgelegt haben mochten, durchaus nicht ermüdet schienen.

Breitgerandete, niedrige Hüte verdeckten ihre Gesichter so, daß man wenig oder nichts davon sehen konnte, zumal ihre langen und weiten Mäntel, die den ganzen Körper bedeckten und blos die großen, mit Pelz besetzten Reitstiefel sehen ließen, sowohl

der Kälte, als des Schnees wegen dermaßen über ihr Gesicht gezogen waren, daß das schärfste Auge keinen Zug desselben entdecken konnte. Bei genauer Betrachtung konnte man jedoch den ziemlich sicheren Schluß ziehen, daß der Reisende, dessen blondes Haar über den Sammtkragen seines Mantels in dichten Locken herabwallte, der jüngere war, eine Vermuthung, die seine schlanke Gestalt und sein feiner Körperbau zu bestätigen schien. Jeder von ihnen hatte ein großes, hinter dem schwerfälligen Sattel befestigtes Felleisen, und ein paar Pistolenholster von buntem Leder, dessen Farbe einmal gelb gewesen zu sein schien, aber durch den Einfluß der Luft und der Witterung bedeutend gelitten hatte, enthielten ihre Pistolen.

Geraume Zeit hatten Beide Stillschweigen beobachtet, da der Wind ihnen das Sprechen beschwerlich machte und auch die kahle Gegend, welche sie jetzt durchreisten, wenig Stoff zu einem Gespräche darbot. Als endlich der Wind sich zu legen begann, schien der Jüngste des Stillschweigens müde, und indem er seinen Hut in die Höhe schob, wodurch seine großen blauen Augen sichtbar wurden, richtete er sich etwas im Sattel auf und wandte sich an seinen Gefährten: „Schlägt Dir das Herz nicht vor Freude, Johann, bei dem Gedanken, daß Du

Dich in der Nähe des Vaterhauses befindest und Dich jeder Tritt unserer Pferde demselben näher bringt?"

„Ja, ja, unsere Thierchen haben heute ihr Bestes gethan," versetzte der Aeltere, indem er wohlgefällig die Mähne seines schwarzen Hengstes streichelte, „und ich hoffe, daß sie fortfahren werden, ihr Bestes zu thun, damit wir noch diesen Abend Haag erreichen können; denn ich brenne vor Ungeduld, wie Du leicht glauben kannst, nach einer zweijährigen Abwesenheit meinen alten Vater zu umarmen, und ich hoffe ihn noch eben so munter zu finden, als sonst. Auch bin ich sehr neugierig, zu sehen, was meine Schwester macht, ob ihr Geist noch immer so hohe Ideen hegt, die unser ehrwürdiger Domine, Xaverius Deder, Eitelkeiten nennt, und welche, wie er sagt, zum Wege des Verderbens führen."

„Sie wird gewiß froh über Deine Rückkehr sein," erwiederte der Jüngere.

„Sage lieber über unsere Rückkehr," sprach Johann: „denn wahrhaftig, Eduard, als wir abreisten, glaube ich bemerkt zu haben, daß der Abschied zwischen Dir und Elisabeth einen Grad der Zärtlichkeit hatte, aus dem man schließen darf, daß auch Deine Rückkehr ihr nicht ganz gleichgültig sein werde."

Bei dieser Bemerkung verbreitete sich eine hohe Röthe über Eduards Gesicht, und obgleich er dieselbe zu verbergen suchte und sich bückte, als ob er an dem Zaume oder an der Mähne seines Pferdes Etwas ordnen wollte, so blieb sie doch von seinem älteren Reisegefährten nicht unbemerkt, obgleich er sich stellte, als ob er Nichts gemerkt hätte, und in neckendem Tone fortfuhr: „Ja, Eduard, es war ein rührender Abschied zwischen Dir und meiner Schwester, als Du den letzten Abend vor unserer Abreise mit ihr durch den Busch wandeltest, und Ihr Beide so tief in Gedanken versunken waret, daß Ihr mich nicht einmal bemerktet, obschon ich nahe genug bei Euch war, um die Worte „ewige Liebe, treu bis zum Tode" und ähnliche zu hören, die, wie es schien, den Inhalt Eures Gespräches ausmachten."

„Aber, Johann, Deine Schwester," rief Eduard, noch stärker erröthend, als zuvor....

„Antworte nicht!" fiel ihm Johann in die Rede: „'s ist wahr, sie seufzte dann und wann gerade so, wie im Romane vom Ritter und dem Schwane die reizende Elvina, als Alfred ihr seine Liebe erklärte. Freilich hat sie, wenn ich mich noch recht entsinne, Dich auch gescholten, als Du in höchster Verzückung mit den Händen fochtest und

dann wieder auf Dein Herz schlugest, wobei ich die Worte „Bild in meinem Herzen, für ewig" und andere dieses Schlages deutlich zu hören vermeinte, — freilich hat sie Dir da gesagt: ‚Pfui, Eduard!' wiewohl ich nach meinem dummen Kaufmannsverstande dieses ‚Pfui, Eduard,' eher für eine Aufmunterung, fortzufahren, als für einen Tadel hielt."

„Wohl magst Du sagen," entgegnete der Jüngere, froh Etwas gefunden zu haben, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, „wohl magst Du sagen mit Deinem dummen Kaufmannsverstande; denn Deine ganze Seele ist vom Handel erfüllt und gefühllos für das Erhabene. Der wohlfeilste Einkauf und der theuerste Verkauf, sieh', das ist in zwei Worten das Theuerste und Schönste, was Du Dir denken kannst. Die trockensten Briefe Deiner Korrespondenten, mit den langweiligsten Notirungen der Waarenpreise am Fuße derselben sind rührender für Dich, als die erhabensten Dichtwerke eines Vondel. — Der Mensch, Johann," fuhr er in deklamirendem Tone fort, vielleicht aus Furcht, daß sein Freund auf den früheren Gegenstand wieder zurückkommen möchte, „der reinfühlende Mensch empfindet ein Gefühl stiller Wehmuth bei dem Anblicke dunkeler Wälder, wo tausendjährige Eichen stolz ihre

Wipfel erheben, und wo das liebliche Gesäusel ihrer von leisen Lüftchen bewegten Blätter die Seele zu erhabenen und edlen Gedanken stimmt. Aber welches Gefühl, Johann, erweckt ein solcher dunkeler Wald, ein solcher heiliger, einst dem Wodan geweihter Hain, worin man noch die Druiden glaubt hausen zu sehen, in Deiner Seele? Blos das Gefühl niederer Gewinn- und Geldsucht. Warum, fragst Du Dich selbst, warum werden diese Bäume nicht gefällt und Ackerland von dem Grunde gemacht? Und in Gedanken taxirst Du schon jeden Baum und berechnest, welchen Preis Du dafür geben kannst, wenn es einmal geschehen sollte. Der Mond, welcher still an des Himmels Räumen ..."

„Ruhig, ruhig, mit Deinen Erhabenheiten!" fiel ihm Johann in die Rede; „jetzt bist Du am Monde, gleich kommen die Sterne, himmelhohe Berge, wüste Felsen, tiefe Abgründe, und so weiter, und es ist noch nicht zu Ende, wenn wir bereits vor unserem Hause halten. Aber danke inzwischen dem Himmel, Eduard, daß meine Gedanken minder in die Höhe gerichtet sind, als die deinigen, und daß ich etwas mehr nach der Erde sehe, sonst würde dieser Fund wahrscheinlich diesem oder jenem Bauer, der mit weniger hochfliegenden Ideen diesen Weg macht, zu Theil werden." Während er so

sprach, war er schon abgestiegen und hatte eine lange Börse von gelbem Leder, wie man sie in jenen Tagen im Gürtel zu tragen pflegte, aufgehoben, die er eher, als sein Freund erblickt hatte, weil er während dessen langer Rede halb schlaftrunken seine Augen zur Erde gerichtet hatte.

Dieser ebenso unerwartete, als sonderbare Fund endigte das Gespräch, oder vielmehr den Monolog, womit unser junger Reisender seinen Freund so gelangweilt hatte. — Die Börse von allen Seiten zu besehen, bevor man zum Oeffnen derselben schritt, sie bald auf diese, bald wieder auf eine andere Weise zu schütteln, um zu sehen, ob auch irgend ein Zeichen daran zu finden wäre, machte jetzt das vornehmste Geschäft beider Reisenden aus.

„So ein Glück begegnete uns auf unserer ganzen Reise nicht," sagte Johann, eifrig beschäftigt, die Schnur, womit die Börse zugebunden war, loszuknüpfen, und da dies nach verschiedenen Versuchen nicht gelingen wollte, warf er sie Eduard mit den Worten zu: „Da, versuche Du einmal, ob Du es kannst, Deine Finger sind dünner, als die meinigen."

Nun war die Reihe an diesem, den Versuch des Losknüpfens zu machen; nachdem er aber geraume Zeit damit beschäftigt gewesen war und sein unge-

duldiger Freund ihm mit den Fragen: „Geht es? Wird es Dir glücken?“ zu wiederholten Malen lästig fiel, gab er endlich den Versuch auf, steckte die Börse zu sich und sagte: „Es kommt mir vor, daß wir besser thun würden, diese Börse uneröffnet bei uns zu halten, bis wir den Eigenthümer derselben auffinden; wenigstens ist es früh genug, sie zu öffnen, wenn er sich nicht findet, und wenn wir ihn finden und sie ihm zurückgeben, würden wir dann, wenn er trügerisch vorgäbe, sie hätte mehr enthalten, als er sie verlor, dies Lügen strafen können, wenn wir sie ihm nicht so wie wir sie gefunden, also uneröffnet, vorhalten könnten? Auch würden wir dann nöthigenfalls eidlich erhärten können, daß uns der Inhalt weder jetzt bekannt sei, noch jemals bekannt gewesen sei.“

„Oho!“ entgegnete Johann, seinem Freunde auf die Schulter klopfend, „wenn man Dich so sprechen hört, braucht Niemand zu fragen, ob Du zum Advokaten studirt hast. Doch gib die Börse her! Ich will, als ein zweiter Alexander, den Knoten durchhauen, mag davon kommen, was da will, und wenn es dazu kommt, so verspreche ich Dir, Eduard, daß Du meine Sache vor Gericht führen sollst.“

Bei diesen Worten hatte er den Knoten bereits

zerschnitten, und sein Reisegefährte, alle rechtsgelehrten und romantischen Einreden einstellend, hielt nun auch sein Pferd an, Beide begannen mit dem größten Eifer zu zählen, und wie groß war ihre Freude, als sie das Geld wiederholt nachgezählt hatten, daß, wie Johann sich ausdrückte, der Nettobetrag sich auf fünfzig Dukaten belief.

Indeß unsere Reisenden beschäftigt sind, ihre Pläne mit diesem Funde zu machen, welche hauptsächlich darauf hinauskommen, daß sie das Geld einige Zeit unangerührt in ihrer Verwahrung behalten und, wenn keine Nachfrage geschähe oder die Nachforschungen nach dem Eigenthümer fruchtlos blieben, die Summe miteinander theilen wollen, will ich meine Leser näher mit den beiden Reisenden bekannt machen, denen sie bis jetzt aufmerksam gefolgt sind.

Johann Velsen hatte sein sechsundzwanzigstes Jahr erreicht und war der Sohn Heinrich Velsens, welcher einer der ersten Handelsherren zu Amsterdam gewesen war, dem Handel aber, nachdem er vieles Geld damit gewonnen, Valet gesagt hatte, weil sein Lebensalter denjenigen Punkt erreicht, wo man, um mich eines allgemeinen Sprichwortes zu bedienen, ein Recht hat, auf seinen Lorbeern auszuruhen, um so mehr, als Johann

seine Stelle im Komptoir vertrat und die auszufüllen er alle Eigenschaften hatte, da er ein gewiegter Kaufmann geworden war. Da der alte Velsen im Haag geboren war, so nahm er auch mit seiner achtzehnjährigen Tochter seinen Wohnsitz daselbst, nachdem er sich aus dem Geschäfte zurückgezogen und seine Stelle dem Sohne übertragen hatte. Ehe dieser jedoch ganz eintrat, hatte es der alte Velsen für nützlich gehalten, ihn eine Reise durch einen Theil von Europa machen zu lassen, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, und Johann hatte diesen Vorschlag um so bereitwilliger angenommen, als sein Freund Eduard Westburg, der damals eben als Advokat promovirt hatte, ihn zu begleiten sich erbot.

Eduard war in seiner Jugend ebenfalls zum Kaufmannsstande bestimmt gewesen. Da sein Vater, welcher auch diesem Stande angehörte, früh gestorben war und seine Mutter seine Geburt nur einige Tage überlebt hatte, so war der Kompagnon des alten Velsen zu seinem Vormunde bestellt worden. So große Lust aber Johann zeigte, den Fußstapfen seines Vaters zu folgen, so wenig Neigung schien Eduard dazu zu haben. Von früher Jugend an hatte er eine besondere Liebe zu den Studien gehegt, und da es ihm nicht an Mitteln gebrach, dieselbe

zu befriedigen, so wurde er endlich auf die Hochschule nach Leyden geschickt, wo er durch ununterbrochenen Fleiß und anhaltende Thätigkeit es soweit brachte, daß er in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre als Advokat promovirt wurde. Bald darauf traten beide Freunde ihre Reise zusammen an, zur besondern Freude des alten Velsen, welcher Eduard sehr gerne leiden mochte. —

Inzwischen eilten beide Reisenden in scharfem Trabe voran, als wollten sie den durch ihren Fund verursachten Zeitverlust wieder einholen. So eifrig ihr Gespräch vorher gewesen war, so wortkarg waren beide jetzt und schienen in tiefe Gedanken versunken zu sein, und zwar in dem Maße, daß ein Reiter, der im rascheſten Galopp auf sie zukam, nicht eher von ihnen bemerkt wurde, als bis erst wenige Schritte vor ihnen der Hufschlag seines Pferdes sie aus ihren Träumereien weckte.

„Der Reiter scheint auf uns zukommen zu wollen," bemerkte Johann, und das war auch wirklich der Fall. Derselbe postirte sich bei ihrem Herannahen mit seinem stattlichen Pferde quer auf den Weg, als wollte er sie am Weitergehen hindern. Verwundert sahen Johann und Eduard dieß an und schienen nicht zu wissen, wie sie sich dabei benehmen sollten. Der Mann, der sich ihnen ge-

wissermaßen als ein lebendiger Schlagbaum in den Weg gestellt hatte, schien eher ein Riese, als ein gewöhnlicher Mensch zu sein, obschon sein Gesicht, wie seine ganze Figur, wenig sichtbar war wegen des langen Mantels, in den er sich gewickelt hatte.

„Gewiß, ihr Herren," begann der Fremde mit einer tiefen aber nicht übellautenden Stimme, „werdet Ihr verwundert sein, daß ich mich Euch so entgegenstelle. Der Grund ist lediglich folgender. Ich habe meine Börse verloren, und da Ihr die ersten seid, die ich auf diesem Wege treffe und ich sonst noch Niemand habe vorübergehen sehen, so setze ich voraus, und ich glaube nicht ohne Grund, daß Ihr Beide dieselbe gefunden haben werdet."

„Das läugnen wir gar nicht," erwiederte Johann, „und ich kann Euch zugleich versichern, daß es uns besonders angenehm sein wird, sie dem Eigenthümer wieder zustellen zu können."

„So," rief der Fremde: „uun, das ist gut und brav; also schnell her damit!"

Diese barsche Aufforderung behagte beiden Freunden wenig, weshalb auch Johann in gleich barschem Tone erwiederte: „Das werden wir thun, sobald Ihr den Beweis liefert, daß es die Eurige ist."

„Gewiß und wahrhaftig!" versetzte der Fremde; „gewiß und wahrhaftig, es ist die meinige! —

Ich habe sie, wenn meine Vermuthung mich nicht täuscht, verloren, als mein Pferd dort hinten vor jenem weißen Pfahl erschrak und einen Seitensprung machte; wenigstens hatte ich sie nicht mehr, als ich bei Willemsen bezahlen wollte. Also gebt sie her, ohne viele Worte zu machen."

„Wenn sie wirklich die eurige ist, so sollt Ihr sie auch wiederbekommen," sagte Eduard, der jetzt erst zu sprechen begann, „wenn Ihr uns ein oder das andere Kennzeichen angeben könnt; z. B. wie sieht sie aus? Was für eine Farbe hat sie?"

„Ausflüchte, leere Ausflüchte!" entgegnete der Fremde: „Sie sieht aus wie alle Börsen. Denkt Ihr denn, Freundchen, ich hätte nichts Anderes zu thun, als zu sehen, wie meine Börse aussieht? Ich glaube, sie ist grün, doch hol mich der Kukuk, wenn ich es genau weiß."

„Nun, dann ist es die Eurige nicht," bemerkte Johann, „und ich ersuche Euch, den Zaum meines Pferdes loszulassen, um Unannehmlichkeiten vorzubeugen."

„Unannehmlichkeiten! Ei, was ihr da sagt!" sprach der Reiter. „Unannehmlichkeiten, Männchen? Meint Ihr, ich sei bange vor Euch und vor Euerm Kameraden, den aufgeschossenen Jungen da, der mehr einem Mädchen, als einem Jungen gleicht?

Nein, nein! Ich bin nicht bange vor Euch und dem Milchbart! Nein, Freundchen, dazu seht Ihr mir noch etwas zu jungenhaft aus. Glaubt Ihr, daß ich ein Narr bin und mich schlagen, oder vielmehr einen von Euch Beiden niederstechen will, um meine Börse wiederzubekommen? Ei, ei! Wenn Ihr sie nicht gutwillig hergeben wollt, dann nehme ich sie mit Gewalt; also kurz: Her damit!"

Bei diesen Worten faßte er Johann mit solcher Gewalt an der Brust und entwickelte dabei eine solche Kraft, daß dieser, wiewohl es ihm auch nicht an Leibeskräften fehlte, sich fast in der Unmöglichkeit befand, sich zu rühren, geschweige denn sich zu vertheidigen. Nun sprang sein Reisegefährte hinzu, um seinen Freund zu befreien, hielt dem Fremden sein Pistol vor die Brust und rief: „Laßt los oder ich schieße Euch nieder!"

Aber auch dieses Mittel schien auf dem Fremden keinen Eindruck zu machen. Er hielt Johann nur um so fester und sprach: Ich fange an die Geduld zu verlieren; gebt her, oder ich werfe Euch in den Graben!" Bei diesen Worten faßte er Johann so fest beim Kragen, daß er kaum noch die Worte „verfluchter Dieb!" ausstoßen konnte.

„Dieb!" brüllte der Fremde: „Dieb! Bin ich ein Dieb, wenn ich mein Eigenthum zurückfordere?

Mein Eigenthum, das noch überdem mit meinem Wappen versehen ist! mit meinem Wappen sag' ich, das meine eigene Schwester hineingestickt hat."

„Euer Wappen?" entgegnete Johann, indem er die Börse erbost aus seinem Gürtel zog: „Diese Börse haben wir gefunden, und auf dieser steht kein Wappen."

„Gewiß und wahrhaftig steht mein Wappen darauf!" sagte der Fremde, macht sie nur auf und seht in den Falten nach, ob mein Name nicht darauf steht?"

Johann, den er bei diesen Worten losgelassen hatte, riß hastig die Börse auf und ward roth vor Scham, als er, wie der Fremde gesagt hatte, das Wappen zierlich auf der Börse gestickt fand und daneben einen Namen, der mit so vielen Schnörkeleien durchflochten war, daß man denselben unmöglich lesen konnte.

„Es ist die eurige", sagte Johann; „aber zur größten Sicherheit bitte ich Euch, mir zu sagen, wie Ihr heißt, da unter dem Wappen noch ein Name steht, der wahrscheinlich der eurige sein wird, und ich nicht voraussetzen kann, daß Ihr Euern Namen sowie die Farbe Eurer Börse vergessen haben werdet."

„Meinen Namen", versetzte der Fremde, „brauche ich vor Niemand zu verbergen, und wenn ein Name

darunter steht, was ich nicht einmal weiß, so wird es wahrscheinlich der meinige sein, Friedrich von Sommenstein, und ich will Euch noch dabei sagen, daß ich Oberst eines Kavallerieregiments im Dienste der Staaten bin."

„Genug," rief Johann, „hier habt Ihr Eure Börse! Wenn ich sie Euch zurückzugeben gezögert habe, so schreibt das lediglich der unhöflichen Weise zu, womit Ihr sie uns abfordertet."

„Aber, meine besten Jungen," erwiderte von Sommenstein, „warum gabt Ihr sie nicht gleich zurück? Freilich, wenn man Etwas gefunden hat, ist es unangenehm, es so ohne weiteres wieder abgeben zu müssen. Nehmt also das da von mir an, um auf meine Gesundheit zu trinken." Bei diesen Worten bot er unsern Reisenden einige Dukaten an, allein Eduard fiel ihm heftig in die Rede:

„Wir bedürfen Eures Geldes ganz und gar nicht, mein Herr! Behaltet es für Euch selbst, damit Ihr Gelegenheit habt, Euere Unbescheidenheit auf's Neue zu zeigen, wenn Ihr es wieder verliert. Doch, um Eins habe ich Euch noch zu ersuchen, daß Ihr mir nemlich Genugthuung gebt für den Schimpf, den Ihr uns so eben angethan; denn ich hoffe Euch zu zeigen, daß ich, trotz meinem

Milchbarte und dem mädchenhaften Aussehen, Muth genug habe, mir die Genugthuung zu verschaffen, welche Männer einander schuldig sind. Zeit, Ort und Wahl der Waffen überlasse ich Euch ganz. — Mein Name ist Eduard Westburg, und ich wohne vor der Hand bei dem Vater meines Freundes, dem Herrn Velsen, im Haag."

„Nun, nun, wir wollen sehen!" erwiederte von Sommenstein. „Wenn wir bis dahin nicht gute Freunde werden, werde ich Euch dort zu finden wissen. Aber laßt uns den Zwist bei Seite setzen; ich halte nicht viel davon, lange über eine Sache zu schwatzen." Indem er seinen Ton, der bis jetzt befehlend gewesen war, änderte, fragte er so freundlich, als seine rauhe Baßstimme es gestattete: „Die Herren machen wahrscheinlich auch nach dem Haag."

„Ja!" antwortete Johann kurz ab.

„Nun," fuhr von Sommenstein fort: „Dann bin ich Euer Reisegefährte, da wir desselben Weges ziehen, und ich kann nicht denken, daß Ihr Etwas dagegen haben werdet, denn das Sprichwort sagt mit Recht: der dritte Mann bringt die Unterhaltung mit."

„Wie Ihr wollt!" erwiederte Eduard, der von der Gesellschaft des derben Obersten nicht sonderlich erbaut war.

„Ei, ei, mein lieber Junge!" versetzte dieser: „Nachtragen paßt sich für Eure Jahre nicht, wenigstens nicht gegen Jemand, der so viel älter ist, als Ihr. Ihr habt Euch brav benommen und Euer Freund da auch. Ich hatte Unrecht, Euch so zu begegnen, und es thut mir leid. Hier ist meine Hand! Laßt Alles vergessen sein, was zwischen uns vorgefallen ist!" Mit diesen Worten reichte er seine nervige Faust den beiden Reisenden, die sie auch willig annahmen, und denen er zum Zeichen der Versöhnung die Hand so derb drückte, daß es sie einige Mühe kostete, den Schmerz zu verbeißen, den dieser unsanfte Händedruck ihnen verursachte.

So setzten denn unsere Reisenden selb drei ihren Weg ungestört fort. Keiner von ihnen war aufgelegt, das Gespräch zu beginnen. Der Oberst pfiff ein Soldatenliedchen, Johann brachte seine Kleider, die beim Zusammentreffen mit dem Obersten etwas gelitten hatten, wieder in Ordnung, und Eduard fühlte wenig Lust zum Sprechen.

Nachdem sie auf diese Weise eine gute halbe Stunde geritten waren, bekamen sie endlich das Wirthshaus „der Pelikan" in's Auge, welches nur eine starke Stunde vom Haag entfernt war.

Jetzt konnte der Oberst seine Zunge nicht länger bezwingen, und indem er Eduard einen neuen

Beweis seiner Kräfte gab und ihm derb auf die Schulter klopfte, sagte er: „Seht Ihr wohl, Freundchen, was das ist?"

„Ein Wirthshaus!" war dessen Antwort.

„Ei freilich, ein Wirthshaus," sagte der Oberst. „Da wohnt Toon Willemsen; ich kenne ihn sehr genau. Der Kerl hat in der Schlacht bei Nieuwpoort unter meinem Befehle mitgefochten; aber jetzt ist er alt und hält hier eine Herberge. Nun, das paßt jetzt auch besser für ihn, als der Dienst, und ich wünsche von Herzen, daß es ihm gut gehen möge. Es war ein braver Soldat und nun ist er ein guter Wirth; denn er hat Rheinwein, wie man ihn sonst nirgends trinkt. Wir wollen ihn einmal recht probiren und eine gute Kanne auf unsere Freundschaft leeren."

Unser Kleeblatt hielt vor dem genannten Wirthshause, das kein schlechtes Ansehen hatte, still. Ein großes Schild, das an einer eisernen Stange befestigt war und vom Winde hin und her getrieben wurde, war mit dem Bilde eines Pelikans bemalt, oder vielmehr beklext, wie derselbe beschäftigt war, seine Jungen mit seinem eigenen Blute zu füttern. Wirklich war auch dieses Blut auf dem Prachtgemälde nicht vergessen, sondern mit großen, dunkelrothen Flecken dargestellt. Ein Paar Bänke unter

den Fenstern neben der Hausthür, umschattet von schweren Linden und Epheu, womit auch fast das ganze Häuschen überwachsen war, boten zur Sommerzeit einen angenehmen und kühlen Sitz dar.

Als Eduard über dem beschneiten Dache den Rauch in dicken Wolken aus dem kleinen Schornstein emporsteigen sah, konnte er sich nicht enthalten, zu sagen: „Wahrlich, ein allerliebstes Wirthshaus, und der Rauch bedeutet etwas Gutes. Es ist immer angenehm, mitten im Schnee und Hagel eine Herberge zu sehen, wo dicke Rauchwolken verkünden, daß man zwischen seinen Wänden keine Kälte zu besorgen hat, nicht wahr Herr von Som.......?"

„Sagt nur Oberst," fiel ihm von Sommenstein in die Rede; „ich halte nicht viel von dem ‚Herr' unter guten Freunden; aber wartet nur einen Augenblick, dann werdet Ihr sehen, daß der Rauch auch hier nicht lügt," und darauf seine Stimme erhebend, rief er wie ein Sergeant beim Apell: „Toon Willemsen!"

„Hier!" antwortete eine rauhe Stimme aus dem Wirthshause. Bald darauf öffnete sich die Thür, und Toon Willemsen, der Wirth des Pelikan, ehemaliger Brigadier, stand in eigener Person auf der Schwelle. Noch zählte er nicht fünfzig Jahre, wiewohl man ihn für älter hätte

halten sollen, da sein Haar bereits greis und sein Gesicht in Folge der ausgestandenen Mühen gealtert war. Sein Anzug war halb militärisch, halb bürgerlich, und sein Blick zeigte, das er sich, ungeachtet er ein bürgerliches Gewerbe trieb, nicht ungestraft würde beleidigen lassen, wenn etwa ein angetrunkener Gast es versuchen sollte. Nüchtern wenigstens wagte es Niemand, dem alten Manne, welcher so viele Thaten verrichtet hatte, die etwas mehr auf sich hatten, als ein paar trunkene Bauern die Thüre hinauszuschieben, auch nur einen Strohhalm in den Weg zu legen.

„Ist die Ausreißerin wieder aufgespürt, Oberster?" fragte Toon Willemsen.

„Gewiß und wahrhaftig!" antwortete der Oberst, indem er seine Börse hervorzog. „Hier hab ich sie wieder in Arrest. Aber sie ist mir noch etwas zu schwer, wir wollen sie drinnen schon etwas leichter machen, dafür steh' ich!" und indem er sich zu unsere Reisenden wandte, rief er: „Kommt, Freunde! abgestiegen und mit mir gegangen! und Ihr, Toon, sorgt dafür, daß Euer Knecht mein Pferd etwas auf und abführt, ehe er es in den Stall setzt, denn es ist tüchtig im Schweiß, — und nun, wer mich lieb hat, der folge mir!" So sprechend, trat er mit den beiden Reisenden in das Wirthshaus ein.

Zweites Kapitel.

Das Wirthshaus, in welches die Reisenden eingetreten waren, bot wenig Bemerkenswerthes dar. Es hatte viele Aehnlichkeit mit den Bauernwirthshäusern, wie man sie auch jetzt noch, besonders im Gelderlande, auf dem platten Lande sieht. Die geräumige Hausflur diente als Gastzimmer und zugleich als Aufbewahrungsort für verschiedene ländliche Geräthschaften. Von da führte eine Treppe nach einer etwas höher gelegenen Stube, welche das Prunkgemach dieses Hauses ausmachte. und nur bei besonderen Gelegenheiten, wie an Tauf- und Begräbnißtagen, gebraucht wurde, obschon zuweilen auch irgend ein Reisender, der gut bezahlen wollte, es zur Schlafstube erhielt, zum großen Verdruß der Frau Willemsen, die bei solchen Gelegenheiten ihr Heiligthum schon oft geschändet sah, indem manche ihrer Prachtteller, die sowohl über der himmelhohen Bettstelle, als auch auf dem großen Schornsteinmantel prunkten, zerbrochen wurden.

In dem großen Kamine brannte ein helles Feuer von Torf und Reisig, als der Oberst mit unseren Reisenden eintrat, nachdem sie sich mit eigenen Augen überzeugt hatten, daß die Pferde in dem kleinen Stalle hinter dem Wirthshause gehörig versorgt waren. Das erste, was er that, war, daß er seinen Mantel in eine Ecke der Flur hinwarf, und jetzt konnten seine neuen Freunde sich nicht genug über seinen gewaltigen Körperbau verwundern. Er maß über sechs Fuß, war breit in Brust und Schultern, seine muskelkräftigen Arme und Beine gränzten fast an's Riesenhafte, Hände und Gesicht waren mit Haar überzogen, das in langem Backenbarte seine Wangen herab wucherte und mit seinem starken Knebelbarte zusammenlief. Die Farbe des Haars war schwarz, jedoch hin und wieder Etwas mit Grau vermischt, welche Farbe er mehr den Strapazen, als seinem Alter zu verdanken hatte, da er eben erst vierzig Jahre alt war. Seine dunklen Augen leuchteten unter schwarzen Brauen hervor, allein es war in ihnen eine solche Gutherzigkeit und Offenheit zu lesen, daß man beim ersten Anblicke schon geneigt wurde, das vollste Zutrauen in ihn zu setzen. Sein riesiger Körper fiel um so mehr in die Augen, als er ein knapp anliegendes Wamms anhatte, über welchem er ein zierlich gearbeitetes Wehrgehäng

trug, woran sein Degen hing. Seine hirschledernen Hosen reichten eben bis unter das Knie und seine Stiefel waren etwas kurz, so daß ein Theil seiner weißen seidenen Strümpfe sichtbar wurde, die seine starken Beine bedeckten.

Unsere Reisenden standen, wenn auch in etwas geringerem Maße, an Größe so weit unter ihm, als dies auf Aushängeschildern, wie man sie zuweilen auf dem Lande gemalt findet, mit David und Goliath der Fall ist. In ihren zierlichen Sammtröcken und Hosen desselben Stoffes und ihren umgeschlagenen Halskrausen zeigten sie jene ungezwungene Haltung und Gewandtheit, welche in damaliger Zeit durch die Kleidertracht so sorgfältig hervorgehoben wurde, und ihre kleinen Zwickelbärte dienten zum Beweise, daß sie den Knabenjahren entwachsen waren, obgleich man deutlich genug sehen konnte, daß sie das kräftigere Mannesalter noch nicht erreicht hatten.

Nachdem der Oberst seinen Mantel abgeworfen, begann er, wie er sagte, um sich zu erwärmen, die Arme so kräftig in einander zu schlagen, daß zwei Männer, die dem Aeußeren nach dem höheren Stande angehörten und in einer Ecke neben dem Herde in ein tiefes Gespräch verwickelt zu sein schienen, durch das Geräusch, welches der Oberst

machte, darin gestört wurden und mit Verwunderung unseren Titan anstarrten, bis dieser endlich, durch die vorgenommene Leibesbewegung ermüdet, sich auf eine Bank niedersetzte oder vielmehr niederfiel, so daß die rohen Füße, auf denen die Bank ruhete, davon erkrachten. Nachdem er sich also niedergelassen, that er mit seiner Reitpeitsche, um Toon Willemsen zu rufen, der sich gerade nicht in der Stube befand, einen so gewaltigen Schlag auf den Tisch, daß zwei Bauern, welche in einer Ecke eingeschlafen waren und deren Schlaf so tief war, daß sie beim ersten Geräusche nicht erwachten, bei diesem Knalle brummend aus ihrem Schlafe auffuhren.

Toon Willemsen hatte sich nicht so bald in die Wirthsstube begeben, als der Oberst begann: „Ei, Toon, Ihr seid mir ein schöner Wirth! Lauft Ihr so von Euerm Posten, wenn man hier sitzt und fast verschmachten muß? Geschwinde, helft uns, daß wir bald Etwas zu trinken bekommen. Ihr könnt nur etwas Tüchtiges bringen, denn aus Freude darüber, daß ich meine Börse wiederbekommen habe, werde ich die ganze Gesellschaft traktiren."

Mancher Wirth würde gefragt haben, was der Oberst zu trinken begehrte; aber Toon Willemsen war zu gut mit dem hochedlen Herrn be-

kannt, als daß er nicht hätte wissen sollen, welches Getränk von Sommenstein verlangte.

Die beiden Bauern setzten bei dem Worte traktiren ein etwas freundlicheres Gesicht auf, weckten sich und setzten sich auf ihren Sitzen aufrecht, um sobald als möglich bei der Hand zu sein, wenn das von dem kriegerischen Ganymed verheißene Traktament von Toon Willemsen herangebracht sein würde.

„Ist die Ernte voriges Jahr gut ausgefallen?" fragte von Sommenstein; ich habe unsere Lieferanten tüchtig darüber klagen hören."

„Darauf dürfte ich Euch keine genügende Antwort geben können, großmächtiger Herr!" antwortete einer der Bauern mit langer, hagerer Gestalt, dessen Kopf von nur wenigen grauen Locken bedeckt war, „alldieweil ich, mit Salomo, dem Sohne Davids, dem Enkel Lis, dessen Mutter Bathseba war, die Wittwe des Urias, zu sprechen, mein Brod nicht auf's Wasser werfe, um es nach wenigen Tagen wieder zu finden."

„Nun, das thue ich auch nicht," versetzte der Oberst. „Wer das thut, muß nicht recht bei Sinnen sein; denn es in's Wasser zu werfen, das ist das wenigste, es aber wiederfinden, das ist eine andere Sache."

„Soviel ich an Euern Kleidern sehen kann,“ sagte der Andere, „seid Ihr ein Streiter in Israel, gleichwie die Richter es waren, wie Ihr in dem Buche der Richter lesen könnt. Aber diese waren erfahren in der Schrift. Allein da die Kriegsknechte in unserer jetzigen Zeit wenig mit der heiligen Schrift bekannt sind, so werde ich mir die Freiheit nehmen, Euch die Worte Salomo's auszulegen, zumal unser hochwürdiger Hirte und Pfarrherr noch vorigen Sonntag über diesen Text gepredigt hat.“

„Hört Freund, wenn Ihr mit mir auf einem guten Fuße bleiben wollt, so ersuche ich Euch, Euere Bemerkungen über meine Bekanntschaft mit der heiligen Schrift hübsch für Euch zu behalten, da ich fast alle Morgen ein Kapitel in der Bibel lese und wahrscheinlich mehr darin gelesen habe, als Ihr.“

„Mehr als ich?“ versetzte der selbstgefällige Redner; „das dürfte wohl schwerlich wahr sein, mannhafter Herr, alldieweil ich an jedem Tage des Herrn der Gemeinde zu Wassenaar aus der Schrift vorlese, des alten sowohl als des neuen Bundes, sintemalen ich als Küster der Kirche zu Wassenaar solches zu thun verpflichtet bin. Wenn die Herren vielleicht Lust haben, unsere Kirche zu besehen, so

bin ich im Stande, ihnen die Merkwürdigkeiten derselben zu zeigen."

„Nein, nein!" rief von Sommenstein, „ich habe in meinem Leben schon so viele Kirchen gesehen, daß ich nicht im allergeringsten neugierig darauf bin.

„Nun, diese Herren da, wenn sie Lust haben," versetzte der Küster, indem er sich zu Johann und Eduard wandte.

„'s ist möglich," erwiederte Eduard; „vielleicht werden wir zu einer andern Zeit Euer Dorf und Eure Kirche einmal besuchen."

„Kehrt dann bei mir ein," sagte der andere Bauer, „denn ich halte eine Herberge und habe eine Kegelbahn daneben bauen lassen, die wohl werth ist, besehen zu werden. Meine Herberge heißt der Schwan, und liegt linker Hand, wenn man vom Haag kommt."

„Das versprechen wir Euch," entgegnete der Oberst und wandte sich dann an die Uebrigen mit den Worten: „Nun, Freunde, wir sind eine Strecke zusammen gereist und sollen nun zusammen trinken, aber — aber — ja, von Komplimenten halte ich wenig und darum frage ich rund heraus: Wem hab' ich die Ehre gehabt, auf eine so angenehme Weise zu begegnen?"

„Die Begegnung war eben so angenehm nicht,“ dachte Johann, sagte aber: „Ich meine, daß mein Freund Euch vorhin, da wir noch nicht auf so gutem Fuße miteinander standen, unsere Namen gesagt hätte; aber ich will sie noch einmal wiederholen. Ich heiße Johann Velsen.“

„Ein Sohn von Heinrich Velsen?“ fragte von Sommenstein.

„Ja wohl,“ versetzte Johann.

Jetzt fing der Oberst so laut zu lachen an, daß die beiden Freunde fast nicht wußten, ob sie ihn nicht für verrückt halten sollten.

„Klingt mein Name so lächerlich, daß er Euere Lachmuskeln so sehr in Bewegung setzt?“ fragte Johann gereizt.

„Nein, bester Freund!“ antwortete dieser, „nein, nicht lächerlich, ganz und gar nicht, und gewiß ist der Name dieses Herrn Eduard?“

„Zu dienen!“

Kaum hatte er diese Antwort gegeben, da bekam der Oberst wieder einen solchen Anfall von Lachen, daß Keiner von Beiden es sich zu erklären wußte, und wahrscheinlich würde der kaum geschlossene Friede wieder zerstört worden sein, wenn nicht gerade Toon Willemsen mit der Kanne und den Gläsern hereingekommen wäre.

So wie von Sommenstein den Wirth sah, rief er: „Geschwind her, Toon!“ und nachdem er die Gläser der beiden Bauern, unserer Reisenden und sein eigenes gefüllt hatte, — die beiden andern Gäste tranken ihren eigenen Wein — rief er: „Nun, meine Herren Reisegenossen, auf Euere glückliche Ankunft im Vaterlande!“

„Darauf trinke ich mit,“ versetzte einer der Fremden, die, wie wir bereits gesagt haben, ihren eigenen Wein tranken, und indem er mit seinem Glase auf Eduard zutrat, schien dieser ihn zu erkennen, und nachdem sie getrunken hatten, begannen sie ein Gespräch, das aber bald vom Obersten wieder unterbrochen wurde. Nachdem dieser nemlich die Gläser der Gäste wieder gefüllt hatte, nahm er das seinige, hob es empor und sprach mit seiner tiefen Baßstimme so laut als möglich: „Nun, Freunde, laßt uns als echte Holländer diesen Becher auf das Wohl von Mauriz leeren!“ Er leerte sein Glas in einem Zuge und setzte es mit wohlgefälliger Miene auf den Tisch. „Aber wie, mein Herr,“ sagte er zu dem Fremden, der sein Glas unangerührt hatte stehen lassen, „wie, mein Herr, was soll das? Weigert Ihr Euch, auf das Wohlsein des Prinzen zu trinken?“

„Ja, mein Herr!“ versetzte dieser kurz.

„Was?“ rief von Sommenstein: „Mann, seht Ihr wohl, mit wem Ihr sprecht? Ihr seht meine Kleidung, und die sagt Euch, daß ich Mauriz diene, und Ihr weigert Euch, auf sein Wohlsein zu trinken in meiner Gegenwart? Das ist ein Schimpf, den Ihr auf den Prinzen werft, und den werde ich nicht auf ihm sitzen lassen. Also, entweder trinkt Ihr, oder schlagt Euch mit mir!“ Bei diesen Worten faßte er seinen Degen und zog ihn halb aus der Scheide.

„Ruhig, Herr von Sommenstein, trinken will ich nicht, und zum Zweikampfe ist hier nicht der Platz. Steckt Euern Degen nur wieder ein; ich bin nicht bange vor solchen kriegerischen Demonstrationen, zumal wenn sie durch den Wein veranlaßt werden, wie es jetzt der Fall bei Euch zu sein scheint.“

„Ihr scheint mich zu kennen, da Ihr mich bei meinem Namen nennt,“ entgegnete der Oberst, dessen Augen vor Wuth funkelten, während eine dunkle Röthe sein Gesicht überzog; „aber, hol mich der T....., Mann, das thut nichts zur Sache, und wäret Ihr auch mein eigener Bruder. Ich lasse mir von Niemand sagen, daß ich trunken bin, und was Zeit und Platz betrifft, Zeit ist jetzt und

Platz ist hier!" und indem er seinen Degen zog, rief er; „Vertheidigt Euch, wenn Euch Euer Leben lieb ist!" Wahrscheinlich würde er zugestoßen haben, hätte nicht der Fremde, ruhig und ohne selbst nach seinem Seitengewehre zu greifen, ihn gerade durch seine wehrlose Haltung daran behindert.

Inzwischen sprangen Johann und Eduard hinzu, um den Obersten zu beruhigen, und letzterer rief: „Um Gotteswillen, steckt Euern Degen ein. Er ist schon unglücklich genug; er darf, kann, will und muß nicht zu Moritzens Ehre trinken, denn er ist ....."

„Haltet mich nicht fest!" brüllte von Sommenstein, „es ist mir gleich, wer er ist! Er ist ein spanischer Spion, ein Schelm und Landesverräther! Laßt mich los, sag' ich, oder ich werde ....."

Aber Eduard war fest entschlossen, von Sommenstein nicht loszulassen; allein dieser, ungeduldig über den Widerstand, schleuderte ihn so kräftig von sich, daß er auf den Küster flog, worauf dieser wie von einem elektrischen Schlage getroffen aufstand und sich zwischen die beiden Streitenden stellte; und indem er seine mageren Finger gegen den Obersten ausreckte, sagte er mit einer vor Angst bebenden Stimme:

„Vergießt kein Blut, denn wer eines Andern

Blut vergießet, deß Blut soll wieder vergossen werden. Besiegt Euern Zorn, alldieweil, wer solches thut; stärker ist, als wer eine Stadt erobert."

Aber auch dieser fromme Rath wurde vom Obersten in den Wind geschlagen, und der Kampf würde wahrscheinlich seinen Anfang genommen haben, da der Fremde jetzt auch nach seinem Degen griff, wenn nicht dessen Begleiter auch dazwischen gekommen wäre.

„Ruhig, Wilhelm, um Gotteswillen ruhig! Stecke Deinen Degen ein; es ziemt uns nicht, unser Leben zu wagen in einem Augenblicke, wo es uns theuer sein muß; und Ihr, Herr von Sommenstein, zwingt meinen Bruder nicht, auf das Wohl eines Mannes zu trinken, den er, wie ich, alle Ursache haben, als unsern Feind zu betrachten. Wir sind die Söhne des unglücklichen Johann von Oldenbarneveld!"

„Verflucht, daß ich das nicht eher wußte!" rief der Oberst, „mir schien es auch schon, als ob Ihr mir bekannt vorkämet."

„Ja," versetzte Wilhelm von Stoutenberg, der jüngste von den Söhnen Oldenbarnevelds, mit welchen von Sommenstein in Streit gerathen war, „als Kommandant von Bergen op Zoom — als ich das noch war, würdet Ihr mich leichter erkannt haben!"

„Nein, bei meiner Ehre, wenn ich gewußt hätte, wer Ihr seid, dann würde ich wahrhaftig nicht so auffahrend gewesen sein; aber es ist nun einmal nicht anders, geschehene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen. Es thut mir leid, daß ich Euch gekränkt habe, und“ fuhr er fort, indem er ihm seine Hand reichte, „hier ist meine Hand; nehmt sie als Zeichen der Freundschaft von einem alten Freunde Eures Vaters.“

Beide gaben dem Obersten die Hand, tranken mit ihm auf das Wohl ihrer Mutter, Maria von Utrecht, und verließen das Wirthshaus, nachdem sie Eduard und Johann dringend gebeten hatten, sie zu besuchen, wenn sie nach dem Haag gekommen sein würden.

„Nun müssen auch wir an unsere Weiterreise denken,“ bemerkte Johann.

„Gut; aber ohne mich werdet Ihr nicht abziehen,“ entgegnete von Sommenstein. „Nun ich weiß, wer Ihr seid, werden wir erst noch einen Becher trinken und dann gehen wir auf den Marsch; aber ohne mich geht Ihr nicht von hier, und sollte ich mich auch mit Euch schlagen müssen!“

„Daran zweifeln wir ganz und gar nicht,“ versetzte Eduard, noch ärgerlich über des Obersten Betragen gegen seine Bekannten, die Söhne Olden=

barnevelds: „so eben haben wir gesehen, daß Ihr schnell genug Streit suchen könnt.“

„Langweilt mich doch mit Euern Predigten nicht,“ erwiederte von Sommenstein; „Ihr seid noch etwas zu jung, um mir eine Predigt zu halten, und ich bin hitzig. Ich glaubte, daß sie zu den Unruhestiftern gehörten, die das Volk gegen den Prinzen aufhetzen, wahrscheinlich auf Veranlassung der verfluchten Spanier; als ich aber hörte, daß es Söhne des alten Advokaten waren, seht, da that es mir leid, daß ich mich von meinem tollen Eifer hatte hinreißen lassen. Doch, was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Kommt, laßt uns lieber noch eins trinken und von der Sache gar nicht mehr sprechen. — Willemsen,“ rief er sodann, „was macht die Zeche?“

„Bezahlt der Oberst für sich allein oder für die Gesellschaft?“ fragte Toon Willemsen.

„Plagt Euch der Teufel, Toon? Habt Ihr so lange unter mir gedient, und wißt Ihr denn noch nicht, wenn ich mit Gästen komme, daß ich auch für sie bezahle?“

„Wir sind stets gewohnt, für uns selbst zu bezahlen,“ sagte Eduard; „erlaubt also, Oberst, daß wir es auch jetzt thun.“

„Was bezahlen! Ich bezahle, und damit Punktum!“

„Wieviel beträgt mein Antheil, Herr Wirth?" fragte Eduard und zog seine Börse heraus, um zu bezahlen. Als aber der Oberst diese Bewegung sah, riß er ihm die Börse aus der Hand und warf sie auf die Erde. Diese Handelsweise schien unsern Reisenden wenig anzustehen, und Johann hatte bereits eine scharfe Antwort auf der Zunge, als er durch den uns bereits bekannten Küster darin gestört wurde, welcher wacker mitgetrunken hatte und nicht sehr von dem Gedanken erbaut war, daß Jeder für sich bezahlen sollte.

„Alldieweil dieser Herr für uns bezahlen will," sagte er, indem er sich vor Johann hinstellte, „so sehe ich gar keinen Grund, ihn daran zu behindern; wir behalten dabei wenigstens unser Geld in der Tasche; nicht wahr, Jaap?"

Diese Frage war an den Inhaber der Herberge „der Schwan" gerichtet, der ebenfalls von der Güte des Obersten keinen schlechten Gebrauch gemacht hatte und seine Zustimmung durch ein vernehmbares Lächeln zu erkennen gab.

„Die Stimmen sind gleich; ich habe zu entscheiden," sagte der Oberst. „Ich bezahle, und damit ist die Sache abgethan. Nun, nun," fuhr er fort, indem er sich zu unsern Reisenden wandte, „junge Leute, die von der Reise kommen, sind selten gut

bei Kasse, und dann ist es so unangenehm nicht, ein leckeres Glas Wein für Nichts zu trinken."

Der Zwist, der bald beigelegt, bald wieder angegangen war, schien mit erneuter Wuth ausbrechen zu wollen, wurde aber bald durch ein starkes Pferdegetrappel und durch ein heftiges Klopfen an der Thüre des Wirthshauses unterbrochen.

„Auf die Thüre! I will enter," rief eine Stimme draußen; a boy, a boy, um mein Pferd in den Stall zu bringen."

Auf diesen Ruf schob Toon Willemsen den Riegel von der Thüre und ein kleines gesetztes Männchen trat mit vieler Hast ein.

Der Neuangekommene schien etwa vierzig Jahre alt zu sein; ein ungeheurer Schnurrbart, der fast sein ganzes Gesicht bedeckte, ließ blos ein paar graue Augen sehen. Seine Kleidung war die eines Kriegers; große Reitstiefeln mit riesigen Sporen bedeckten seine Beine, und das gewaltig große Schwert, welches an seiner Seite hing, ließ es zweifelhaft, ob das Schwert an ihn, oder ob er an das Schwert gebunden war.

„Heaven! what do I see? meine alten Freunde, Herrn John Velsen und Edward Westburg? Willkommen im Vaterlande!" Mit diesen Worten flog er auf unsere Reisenden zu und drückte ihnen

herzlich die Hand. Es fiel ihnen nicht schwer, in ihm einen alten Familienfreund zu erkennen, welcher ehemals Lieutenant gewesen war und den Dienst verlassen hatte, um zu einem Onkel nach England zu gehen. Als er nach einem Aufenthalte von vier Jahren dessen alleiniger Erbe geworden war, hatte er aus einem Grunde, den wir ihn in der Folge selbst werden angeben lassen, London verlassen und war wieder in sein Vaterland zurückgekehrt. Er war von gutem, sanftem Charakter, wollte aber gerne für einen Schlagtodt gelten und erzählte viel von Heldenthaten, die er, als er noch Lieutenant gewesen, verrichtet hatte, obwohl sie meist nur darin bestanden, daß er bei der Parade auf einem zahmen Pferde etwas auf und ab geritten war, da er, als ein keinesweges kühner Reiter, sich nie einem muthigen Pferde anvertraute. In wieferne man, trotz seinem ehrlichen und guten Herzen, auf seine Wahrheitsliebe bauen konnte, ergab sich zur Genüge aus seinen Gesprächen.

Der Neuangekommene war bald mit unsern Reisenden und dem Obersten in eine lebhafte Unterhaltung gekommen. Johann hatte ihn nach dem Befinden seines Vaters und seiner Schwester gefragt, und Wilhelm Adelhorst — dies war nämlich der Name des englisirten Männchens, — erman-

gelte nicht, von alle dem einen weitläufigen Bericht zu erstatten, der aber von unsern Reisenden nur halb und vom Obersten gar nicht verstanden wurde, da Adelhorst, seit er aus England zurück war, stets halb englisch und halb holländisch sprach, in der armseligen Absicht, für einen Ausländer gehalten zu werden.

Die Unterredung war lebhaft, aber zu uninteressant, als daß wir unsere Leser damit behelligen sollten. Adelhorst hatte fast immer das Wort, und wandte sich bald an Johann, bald an Eduard, bald wieder an den Obersten, mit dem er sehr gut bekannt war, und dem er kaum bis an die Schulter reichte, ungeachtet er sich auf die Zehen stellte, wenn er mit ihm sprach.

„Also the voyage shall go noch diesen Abend nach dem Haag?" fragte er.

„Ja!" antwortete Eduard. „Werdet Ihr mit uns reiten?"

„Yes, mit pleasure; — doch no, no, da fällt mir Etwas ein; ich muß auf der Stelle fort!"

„Wir brechen auch bald auf," bemerkte von Sommenstein; „dann reisen wir selb Vieren. Je mehr Seelen, je mehr Lust!"

„No, I thank you, ich muß instantly fort," entgegnete Adelhorst; „Hospes, gebt meinem horse to drink."

„Ich kann Euch nicht verstehen," erwiederte Toon Willemsen; „ich verstehe kein Französisch."

„Französisch! Ich spreche nicht Französisch! Kennt Ihr denn keinen Unterschied between Französisch und Englisch?"

„Wollt Ihr denn vielleicht ein Fläschchen Wein haben?" fragte der Wirth.

„Wein, no, Wein not. Ich habe soeben erst Wein getrunken; give me a Glas Wasser. Ich muß bedacht sein, nicht zuviel zu trinken. Once, ja blos einmal hatte ich über den Durst getrunken. but ich werd' Euch das wohl at another time erzählen. Inzwischen führt mein Pferd gleich vor, Hospes, und gebt ihm to drink."

„Jan!" rief Willemsen von der Thüre aus seinem Stalljungen zu, „gib dem Pferde des Herrn da Wasser und führe es vor."

Wenige Augenblicke nachher stand das Pferd vor dem Wirthshause und wartete, nicht ungeduldig stampfend, sondern halb träumend auf seinen Reiter.

„Ist das Euer Pferd, Lieutenant?" fragte der Oberst, welcher alle Militärpersonen, selbst wenn sie es nicht mehr waren, bei ihrem vorigen Range zu nennen pflegte: „der Hengst scheint mir nicht besonders jung mehr zu sein; es ist kein Feuer, kein Leben mehr in ihm; wie schläfrig steht er da!"

„Feurig und lebhaft genug und not old, ganz und gar nicht alt!" versetzte Adelhorst. „Ich habe ihn erst seit sechs weeks und jetzt ist er etwas ruhig; aber I can assure you, es war a dangerous Arbeit, ja nicht ohne Lebensgefahr, um ihn zu machen, wie ich ihn haben wollte."

„Die verfluchte Mähre jung?" rief der Oberst. „Lieutenant, bindet das einem Kinde auf; ich bin Liebhaber von Pferden," und wirklich war er ein großer Kenner; „kommt Freunde, geht mit, wir wollen einmal sehen, ob dieser schläfrige Hengst wirklich so unzwingbar ist."

Mit diesen Worten trat der Oberst mit Adelhorst und unsern Reisenden vor das Wirthshaus. Adelhorst öffnete nach wiederholten vergeblichen Versuchen das Maul seiner Rozinante und zeigte dem Obersten ihre Zähne. „So wie you see, sechs years, und keinen Monat älter!" rief er.

„Sind die Gruben über seinen Augen auch Zeichen seiner Jugend?" fragte von Sommenstein, indem er sich verächtlich vom Pferde abwandte.

„Gruben, what? Gruben? Nun, Oberst, I was thin king, daß Ihr mehr Verstand von Pferden hättet. Könnt Ihr nicht einmal sehen, daß es ein race-horse ist? Die haben alle Gruben über theis yees. Aber es kommt nothing darauf anf

Laßt ihn so alt sein, als er will, there are wenig Pferde, die better dressirt sind."

Also redend, nahm er die Zügel nach den Regeln der Reitkunst in die Hand, nachdem er sich vorher erst überzeugt hatte, daß die Kinnkette in Ordnung war, legte die rechte Hand an den Sattel, schwang sich in die Höhe, und nachdem er sich in den Sattel gebracht hatte, ließ er die Mähne aus der linken Hand los, schloß die Kniee, drehte die Fußspitzen einwärts, und saß, nachdem er die Arme geschlossen, nach den Regeln der Reitkunst zu Pferde.

„Nun, werthe friends, diesen Abend komme ich Euch zu besuchen; lebt wohl, I part to meet again." Nach diesen Worten wollte er sich in starkem Trabe entfernen; aber das schien seinem Pferde nicht nach dem Sinne zu sein. Erst nach einigen derben Hieben mit der Reitpeitsche und nachdem es wiederholt die Sporen hatte fühlen müssen, setzte es sich in einen elenden, ungleichen Galopp, so daß der Reiter bald unseren drei Freunden aus dem Gesichte kam, welche, als er verschwunden war, in ein herzliches Gelächter ausbrachen. Nachdem sie noch ein Glas Wein getrunken und sich Etwas am Feuer erwärmt hatten, ließen auch sie ihre Pferde vorführen und schlugen in raschem Trabe den Weg nach dem Haag ein.

Drittes Kapitel.

In einer der schönsten Straßen im Haag stand zu der Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, ein ansehnliches Haus, das, wie in römischen Zahlen am Giebel ausgehauen stand, im Jahre 1597 erbauet war. Ein artiges Dienstmädchen war beschäftigt, da der Abend bereits hereinbrach, die Laden zu schließen, die zu jener Zeit alle nach Außen aufgingen.

In einer Hinterstube dieses Gebäudes, welche eine angenehme Aussicht auf einen Garten hatte, saßen zwei Frauen, oder vielmehr eine Frau und eine Jungfrau, vor dem breitgerandeten Kamine, mit weiblicher Handarbeit beschäftigt. Die ältere schien bereits ihr sechszigstes Jahr erreicht zu haben und versah die Stelle einer Haushälterin bei dem Herrn Velsen, in dessen Haus wir unsere Leser geführt haben. Sie war die ehrenwerthe Wittwe Jansje Dirksen, und ihre Kleidung war ganz

jener Zeit und ihrem Stande angemessen. Die jüngere, Elisabeth Velsen, befand sich in dem glücklichen Lebensalter, worin man erst recht im Stande ist, die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, die noch durch das Gefühl erhöhet werden, daß man den Kinderjahren entwachsen ist; in dem Lebensalter, worin man Alles aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten glaubt, wiewohl späterhin die Erfahrung gar oft lehrt, wie schrecklich man sich in seinen Ansichten getäuscht hat; mit einem Worte, sie war achtzehn Jahre alt. Ihre Gestalt war etwas weniger, als mittelmäßig, doch schön und ansprechend. Wenn sie ging, schien sie mehr zu schweben, als aufzutreten; wenigstens konnte man kaum bemerken, daß ihre niedlichen Füßchen den Boden, worauf sie trat, berührten. Der knappanliegende Anzug, welchen sie trug, kleidete sie sehr gut und ließ ihren Wuchs vortheilhaft hervortreten. Es war die malerische Tracht aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, die man mit so vielem Interesse auf Gemälden und Kupferstichen jener Zeit betrachtet und die jedenfalls bei weitem geschmackvoller war, als die, welche man jetzt unseren südlichen Nachbarn so gerne nachäfft. Die steifgefaltete Halskrause hatte die Jungfrau auf den Stuhl gehangen, auf welchem sie saß, und dadurch

wurde ihr schöngeformter Hals sichtbar, dessen Weiße mit der Farbe des reinsten Schnees wetteifern konnte. Ihr blondes Haar quoll lieblich unter dem schwarzen Sammthäubchen hervor und machte eine gute Wirkung bei ihren hellen, blauen Augen, aus denen Sanftheit und Gefühl hervorleuchtete, obwohl ihr Blick beinahe schmachtend war. Kurz, ihr Köpfchen hätte einem Maler zum Modell einer Madonna dienen können.

„Schon sechs Uhr!" sagte sie mit heller, reiner Stimme, indem ihre zarte Hand mit dem silbernen Etui spielte, welches an einem Kettchen von gleichem Metall an ihrer Seite hing. „Schon sechs Uhr! Fast fange ich an, zu zweifeln, ob sie diesen Abend noch kommen werden. Wenn ihnen nur kein Unglück widerfahren ist. Sie hatten doch geschrieben, daß sie gestern oder heute hier sein würden; schon ist es sechs Uhr und noch erscheint Niemand. Wahrhaftig, Jansje, ich fange an, besorgt zu werden."

„Ich nicht," versetzte die Angeredete; „ich ganz und gar nicht, Herzchen. Sie werden nicht so eilig sein, als Ihr Euch einbildet, und es ist eben erst sechs Uhr; sie werden schon kommen, seid nur nicht bange, Engelchen."

„Ich kann es meinem Bruder Johann nicht verzeihen, daß er nicht mehr Eile zeigt. Das

Vaterhaus würde für mich so viel Anziehendes haben, daß ich meine Schritte eher beschleunigen, als verzögern würde, wenn ich mich nach einer zweijährigen Abwesenheit in seiner Nähe befände."

„Das meint Ihr wohl, nicht wahr, Liebchen?" bemerkte die Haushälterin, die sehr vertraut mit Elisabeth umging und eine Art von Autorität über sie ausübte; „ja, das mögt Ihr wohl so meinen. Freilich, bei uns Mädchen ist das wohl der Fall; aber mit Jungen, liebes Kind, ist das ganz anders. Die hübsche Tochter eines Wirthes, bei dem sie einkehren, kann ihnen oft schon eine Stunde oder zwei wegnehmen, und eine schöne Dirne, die ihnen unterwegs begegnet, verzögert zuweilen die Reise auch nicht wenig. Ich weiß noch sehr gut und habe es Euch schon oft erzählt, wie ich auch gar manchmal, als ich noch bei meinem Vater, der, wie ich Euch schon mehrmals gesagt habe, zu Vianen eine Herberge hielt, Veranlassung gewesen bin, daß manches Utrechter Herrchen, das auch große Eile hatte, lange bei uns weilte und oft fast seine ganze Reise vergessen hatte, wiewohl ich mich mit dem Völkchen wenig einließ; denn mein nun seliger Dirksen hätte das nicht sehen dürfen. Er freiete damals noch an mir und war ein weit hübscherer Bursche, als alle die Herr=

chen, die so viel Wind machten und oft auch gar tief bei meinem Vater an der Kreide standen. Auch sagte mein Vater seliger oft zu mir....."

Doch Elisabeth, welche das, was der Vater seliger gesagt, schon mehr, als hundert Mal gehört hatte, nahm sich die Freiheit, ihr in die Rede zu fallen, und sagte: „Ja, Jansje, das glaube ich wohl; aber trotz alledem fühle ich doch ein brennendes Verlangen, meinen Bruder Johann einmal wiederzusehen."

„So, so, liebes Kind! Brennend vor Verlangen, blos Euren Bruder wiederzusehen? Blos Johann! Seinen Reisegefährten also nicht? Der liebe Junge, der Eduard, kann Euch also nicht mehr interessiren? Kind! Kind! Wie habt Ihr Euch geändert; doch nein, ich sehe es schon, — nun, nun, erröthet nur nicht so! Ich bin auch jung gewesen und weiß mich auch sehr gut zu erinnern, wie mir zu Muthe war, wenn Dirksen von einer kleinen Reise zu Hause erwartet wurde. Mein Vater seliger pflegte dann immer zu sagen: Kind! Kind! Mäßige Deine Freude Etwas; du bist noch viel zu jung, um so nach Dirksen zu verlangen, kaum zwanzig Jahre — aber Herzchen, Ihr kaum achtzehn, und vor zwei Jahren, da Ihr kaum sechszehn waret, waret Ihr schon so gut Freund

mit Herrn Eduard; Ihr seid schon etwas früh....“

„Aber, Jansje, ich habe ja mit Eduard Westburg Nichts zu schaffen, durchaus Nichts. Er ist der Freund meines Bruders und darum muß ich ihm freundlich begegnen,“ entgegnete Elisabeth, indem sie noch stärker erröthete.

„Da habt Ihr vollkommen Recht,“ bemerkte der unerbittliche Plaggeist, „vollkommen Recht. Darum war auch Herr Eduard stets der einzige, der Euch auf Euern Spaziergängen begleiten durfte. Herr Louis, der doch auch ein netter Mann ist, darf nie mit, wie gerne er auch möchte. Zwar ist er der Freund Eures Vaters und außerdem noch ein Hausgenosse, obwohl das, wie mich dünkt, etwas lange dauert. Schon zwei Monate hier und noch spricht er nicht vom Weggehen! Ich höre, er wird wohl noch ein halbes Jahr bleiben, und das ist kein Schaden für die Dienstboten; aber — was wollte ich doch sagen?“ fuhr die Haushälterin fort, die, wie der günstige Leser schon bemerkt haben wird, gerne vom Hundertsten auf's Tausendste kam, — „was ich sagen wollte, Eduard steht doch höher bei Euch angeschrieben, als alle jungen Leute der Stadt: vielleicht auch blos darum, weil er der Freund Eures Bruders ist? Waret Ihr nach ihrer

Abreise blos darum so still und so trübselig, weil der Freund Eures Bruders fort war? Nun, nun, liebes Kind, öffnet mir nur Euer Herzchen; ich bin Euch die nächste. Ich bin Euch wenigstens lieb gewesen und habe Euch auf meinen Armen gehätschelt, als Ihr noch ein hülfloses Lamm waret. Ach, ja, an die Zeit darf ich gar nicht denken! Ich war damals eben Wittwe geworden; ach, ja, mein lieber Dirksen war damals erst vier Wochen in der Erde. Kind, Kind! ich kann nicht an ihn denken, ohne traurig zu werden. Es war ein harter Verlust für mich, und er war so brav, so brav! — doch, ich will nicht mehr davon sprechen. Ich wollte nur blos sagen, daß Ihr mir ruhig Euer Herz öffnen könnt. Sagt es also nur gerade heraus, Engelchen, liebt Ihr den Eduard nicht? Es ist ja keine Schande; Ihr braucht Euch gar nicht zu schämen. Das that ich freilich auch wohl, als Dirksen in mich verliebt war, aber mein Vater seliger pflegte zu sagen ...."

„Still!" rief Elisabeth und sprang von ihrem Stuhle auf, „da werden sie wohl sein!"

Wirklich wurde mit dem zierlich gearbeiteten Klopfer, gerade in dem Augenblicke, als die Haushälterin erzählen wollte, was ihr Vater seliger zu sagen pflegte, so laut an die Thüre geklopft, daß

das ganze Haus davon wiederhallte, und bald hörte man das flinke Dienstmädchen die schwere eichene Hausthüre öffnen, und ein Mann trat in das Zimmer, worin die Frauen sich befanden.

„Willkommen! Willkommen, Johann!" rief Elisabeth, ihm in die Arme eilend und ihn küssend.

„Dear lady," sagte der Mann, den Elisabeth in ihren Armen hielt, „dear lady, ich bin nicht Johann, daß Ihr mich küßt, however ich es wohl verdiene, for die gute Zeitung, die ich Euch bringe."

Beschämt trat sie zurück, als sie bemerkte, daß sie, statt ihres Bruders, wie unsere Leser bereits bemerkt haben werden, den heldenhaften Adelhorst umarmt und geküßt hatte.

„'s ist hier auch so dunkel, daß man Nichts unterscheiden kann," stammelte Elisabeth; „Jansje, laßt durch Malje noch einige Lichter anzünden." Dieser Befehl ward alsbald vollzogen, und die hellbrennenden Kerzen standen auf silbernen Leuchtern.

„Nun, Herr Adelhorst, ich bitte Euch zu sprechen; denn ich brenne vor Verlangen, die gute Zeitung zu vernehmen, die Ihr mir mitzutheilen habt."

„Laßt mich einen Augenblick ausruhen, I have

geflogen, um Euch recht geschwind die Zeitung bringen zu können. Wenn mein Pferd es einmal gemerkt hat, daß es meine intention ist, zu eilen, dann fliegt es so schnell, wie der Blitz. I can assure you, mancher Reiter würde mit gebrochenem Bein oder Arm von einem so forcirten Ritt abgekommen sein, but with me wird das so leicht nicht der Fall sein. I have been too long unter der Kavallerie, als daß die wilden Sprünge Cäsars mich aus dem Sattel bringen sollten."

„Aber welches ist denn die Zeitung, die Ihr uns bringt."

„Was es für eine Zeitung ist? a very pleasant, indeed; eine sehr gute Zeitung, nämlich die, daß ich Euren Bruder und Eduard gesprochen habe, he and his friend sind Beide im Anzug, und zwar in Gesellschaft von — doch no, das darf ich nicht sagen, da hätte ich mich beinahe verschnappt."

„Ich will doch wenigstens hoffen, in guter Gesellschaft?" fragte Elisabeth.

„Very good, excellent company, indeed and secure too."

„Lieber Herr Adelhorst, Ihr wißt, das ich kein Englisch verstehe und aus Euern Reden nicht entnehmen kann, ob die Gesellschaft eine gute oder

eine schlechte ist. Seid also so gut, es mir in unsere Sprache zu übersetzen."

„To translate it", antwortete Adelhorst, „with allmy heart, for such beautiful girl; was ich soeben auf gut Englisch gesagt?" Denn daß ich gut Englisch spreche, schließe ich daraus, daß Sir Henry Wait, der ein großer Sprachkenner war, als ich kaum noch zwei Monate in London gewesen, zu mir sagte: Sir, you are a true Englishmen. — Ich sagte also auf gut Englisch, daß Euer Bruder und Eduard sich in guter und sicherer Gesellschaft befinden. Den Mann aber, der sie begleitet, darf ich nicht nennen; es ist aber ein zuverlässiger Mann, und sie haben nicht die mindeste Gefahr zu befürchten."

„Daran zweifele ich auch gar nicht, und wäre das der Fall, so würdet Ihr sie nicht verlassen, sondern unter Euern Schutz genommen haben," versetzte Elisabeth lächelnd, da sie wußte, daß Adelhorst den Muth meistentheils nur im Munde führte, sein Herz aber eben nicht besonders voll davon war.

„Very true, indeed, Ihr habt Recht, die Welt hat Wilhelm Adelhorst seine Freunde noch nie verlassen sehen, wenn es seinem Degen möglich war, sie zu beschirmen, und, indeed Miss Velsen, ich wünschte wohl, daß sich die Gelegenheit dar-

geboten hätte, Euern Bruder und seinen Freund einmal sehen zu lassen, wie man in meiner Jugend den Degen zu gebrauchen gewohnt war."

„Ich danke dem Himmel," versetzte Elisabeth spöttelnd, „daß das der Fall nicht gewesen ist. Blutvergießen ist schrecklich, und Ihr Männer, besonders die, welche in Kriegsdiensten gestanden haben, führt es immer im Munde."

„What shall I say, dear Miss," erwiederte Adelhorst, indem er seinen Knebelbart strich; „es ist unser Beruf, unser Amt, und Kriegsleute muß es doch auch geben. Freilich, es ist wahr, gebrauchen wir das Schwert etwas zu oft, too oft, und ich muß selbst eingestehen, daß ich, als ich noch in Kriegsdiensten stand, verschiedene Male etwas zu hitzig im Gebrauche meines Degens gewesen bin; bat at an other time, wenn wir mehr Muße haben, will ich es Euch näher erzählen. I an durch und durch naß von dem verfluchten Schnegestöber. Ich will mich eben nach Hause verfügen, um mich der lästigen Reisekleider zu entledigen, und dann hoffe ich Euern brother und Herrn Eduard in ihrem Hause recht herzlich willkommen zu heißen."

„Ihr werdet uns willkommen sein, Herr Adelhorst," sagte Elisabeth; was sie aber gedacht

haben mag, können wir ruhig der Vermuthung unserer Leser überlassen.

Die von Adelhorst gebrachte frohe Botschaft schien das ganze Haus in Bewegung gesetzt zu haben. Jansje flog nach dem Schlafzimmer, um es für die Reisenden in Ordnung zu bringen; ächzend unter der Last der Decken und Kissen, schien sie ganz vergessen zu haben, was ihr Vater seliger oder Herr Dirksen immer zu sagen pflegten. Elisabeth hatte sich in die Küche verfügt, wo, wie mit einem Zauberschlage, große Feuer auf ihren Befehl brannten und Alles am Braten und Sieden war. Dann eilte sie in die Vorraths-kammer, um die hohen Weingläser hervorzusuchen. Kurz überall herrschte eine eilige Geschäftigkeit, und auf allen Gesichtern, selbst dem des Dienstmädchens, war Freude zu lesen, ja sogar das rußige Gesicht der alten Grete, der Küchenmagd, verzog sich zu einem Lächeln.

Ein leichter Schlag auf die Hausthür störte alle Geschäftigkeit, und Malje, Geert, Jansje und Elisabeth flogen nach der Thüre. In diesem Wettlaufe behielt Elisabeth den Vorsprung und öffnete mit eigenen Händen die Thür, trotz allen Vorstellungen Jansje's, welche erklärte, das sich das für sie nicht schicke, daß es Malje's Sache sei,

und was denn Herr Eduard davon denken solle. Aber auch diesmal fand Elisabeth sich getäuscht; denn statt der Erwarteten stand ihre Freundin vor der Thür, mit welcher wir unsere Leser näher bekannt machen werden.

Marie von Duinen, welche in diesem Augenblicke vor Elisabeth stand, war die Tochter der verwitweten Frau von Duinen und die Nichte des Obersten von Sommenstein. Da sich ihre Mutter lieber bei ihrem eigenen Familiennamen, als nach dem Namen ihres verstorbenen Mannes nennen ließ, aus welchem Grunde? war Niemand bewußt, so war sie allgemein als Frau von Sommenstein bekannt, und es gab jetzt Viele, die nicht einmal den Namen ihres verstorbenen Mannes kannten. Dies hatte die Folge, daß auch ihre Tochter nicht von Duinen, sondern Marie von Sommenstein genannt wurde.

Frau von Sommenstein und ihre Tochter bewohnten mit dem unsern Lesern bereits bekannten Obersten eines der ansehnlichsten Häuser im Haag. Obwohl es noch nicht lange her war, daß diese Familie im Haag wohnte, hatte Marie dennoch bereits Gelegenheit gehabt, mit Elisabeth Velsen in Freundschaft zu kommen, da deren Vater und Mariens Ohm sich schon früher gekannt hatten.

„Was bringt Dich noch so spät hierher, liebe Marie?" fragte Elisabeth, „und zwar so ganz allein? Wie kommt es, daß Dein Ohm Dich nicht begleitet hat? Vater ist bei Domine Deder in der Kirche und wird gleich nach Hause kommen; es wird ihm gewiß unangenehm sein, daß der Oberste uns heute Abend die Ehre seiner Gesellschaft nicht schenken will."

„Aber Elisabeth," erwiederte Marie mit Staunen, „wie kannst Du noch fragen, was mich hierher bringt, da Du doch selbst mich hast bitten lassen, so schnell als möglich zu Dir zu kommen."

„Ich hätte Dich bitten lassen?" fragte Elisabeth, nicht wissend, was sie von diesem Mißverständnisse denken sollte. „Höre, Marie, Freundinnen müssen keine Komplimente gegen einander machen; Du kannst mir glauben, wenn ich Dir sage, daß es mir angenehm ist, Dich hier zu sehen, aber daß ich Dich hätte nöthigen lassen, davon weiß ich kein Wort."

„O, der Lügner!" rief nun Marie mit Lachen. „Nun begreife ich, wie die Sache zusammenhängt. Denke Dir, Elisabeth, vor wenigen Augenblicken saß ich noch bei meiner Mutter, die wieder so traurig war, daß sie keine Lust hatte zu sprechen, und ich mich wohl etwas langweilte. Du weißt,

liebe Elisabeth, wie sie dann ist, obwohl sie Niemanden mit der Ursache ihres Kummers bekannt macht; selbst vor mir, ihrer Tochter, hält sie dieselbe geheim. Sie saß, wie gewöhnlich, an die Fensterbank gelehnt und weinte im Stillen. Der Ohm ist ausgeritten, und so hatte ich die schrecklichste lange Weile. Plötzlich hören wir ein fürchterliches Klopfen an der Hausthür, und Herr Adelhorst, der sich immer bei uns eindrängt, trat mit seiner gewöhnlichen Geschäftigkeit herein und sagte mir, daß er Deinen Bruder und seinen Freund getroffen und Dir bereits die Nachricht gebracht hätte. Sie wären in Gesellschaft meines Oheims, und er habe den Auftrag, mich in Deinem Namen zu bitten, daß ich doch gleich zu Dir kommen möchte; und ich nicht wissend warum, eilte hierher und...."

„Du bist mir herzlich willkommen," fiel Elisabeth ihrer Freundin in die Rede.

„Das bezweifle ich gar nicht," versetzte Marie; „aber ich habe meiner Erzählung noch Etwas hinzuzufügen. Als er fortging, sagte er mir, daß er diesen Abend auch hierher kommen würde, und sprach noch etwas von Geheimhalten, wiewohl ich nicht begreife, was ich geheimhalten soll, da der fade Mensch seiner Gewohnheit nach wieder eine solche Menge englischer Wörter in sein Gespräch mengte,

daß es mir unmöglich war, etwas mehr zu verstehen."

„Nun ich will Dir wohl sagen, was Du geheim halten solltest. Mir wollte er nicht sagen, in wessen Gesellschaft Johann und Eduard wären, und nun höre ich von Dir, daß Dein Ohm bei ihnen ist; das ist das ganze Geheimniß."

Indeß Maria und Elisabeth so sprachen, war der alte Velsen, begleitet von dem hochwürdigen Herrn Xaverius Deder, nach Hause gekommen, und wenige Augenblicke nachher trat Johann mit seinem Freunde Eduard in die väterliche Wohnung. „Willkommen! willkommen!" schallte es von allen Seiten. Johann umarmte seine Schwester Elisabeth und küßte sie herzlich; Eduard folgte seinem Beispiele, und Elisabeth ließ es erröthend zu. Der alte Velsen drückte beiden Jünglingen herzlich die Hand, Jansje umarmte und küßte Johann, wie eine Mutter ihren geliebten Sohn, Malje starrte von der Stubenthür aus die beiden Jünglinge an, und selbst die alte Grete, die bereits zwanzig Jahre bei Velsen gedient hatte, rief ebenfalls unter tiefen Knixen: „Willkommen!"

„Nachdem Alles wieder etwas zur Ruhe gekommen war, stellte Elisabeth ihre Freundin Marie und ihren Bruder mit seinem Freunde einander vor.

Mit Interesse betrachtete Johann die schöne Marie und seine Blicke hafteten mit Bewunderung auf ihr. Und wirklich verdiente sie es auch. Gleichen Alters mit Elisabeth, war sie etwas schlanker, als diese, und wenn wir Elisabeth mit einer Madonna verglichen haben, so dürfen wir Marie mit einer Juno vergleichen.

Ihre schwarzen Augen glänzten von einem edlen Stolze und schienen in ihrem Kopfe zu brennen; schöne Brauen überschatteten sie lieblich, und ihre vollen schwarzen Locken wogten über ihren blanken Hals; — mit einem Worte, sie besaß alle Reize, welche die alte Fabellehre der genannten Göttin zuschreibt.

Beide Jünglinge gaben jetzt eine Uebersicht ihrer Reisen und Begegnisse, mit deren Erzählung wir den Leser, ungeachtet sie manches Interessante haben, nicht behelligen wollen, da sie mit dem Verlauf unserer Geschichte in keinerlei Verbindung stehen. Nachdem sie damit zu Ende waren, beschrieben sie ihr Zusammentreffen mit dem Obersten, lachten über seinen Ungestüm und rühmten sein sonst offenes und gutherziges Wesen, als ein lautes Gelächter im Gange verkündigte, daß der Mann, welcher den Gegenstand ihres Gespräches ausmachte, sich in ihrer Nähe befand.

„Nun, jungen Leute," war das erste Wort, welches der Oberste sprach, nachdem er die Gesellschaft begrüßt hatte: „Nun, jungen Leute, begreift Ihr jetzt, warum ich so lachen mußte, als ich Euere Namen hörte? Ich hatte Euch nie gesehen, und wie das Sprichwort sagt: Was man nicht kennt, das man nicht liebt! Nun seht Ihr, daß ich ein Freund des alten Herrn hier bin, und das ich lachen mußte, als ich hörte, daß ich durch meinen tollen Eifer mit dem Sohne meines alten Freundes beinahe zum Zweikampfe gekommen wäre. Nun, Herr Velsen, Euer Sohn und Herr Eduard haben sich wacker benommen. Schade, daß sie keine Lust zum Kriegsdienste haben, es würde etwas Tüchtiges aus ihnen werden, das versichere ich Euch!"

„Very schade, indeed," rief Adelhorst, welcher in diesem Augenblicke in's Zimmer trat.

„Ihr kommt gerade zur gelegenen Zeit, wir wollen just zu Tische gehen," sagte der alte Velsen; „kommt Kinder und Ihr, meine Herren, laßt uns zum Speisezimmer gehen! Ihr werdet wahrscheinlich Appetit haben; kommt, laßt uns gehen, das Essen möchte sonst kalt werden."

Eduard führte Elisabeth nach dem geräumigen Speisesaale. „Liebe Elisabeth," sagte er, indem er die Hand des erröthenden Mädchens er=

griff, „ich habe manches Vergnügen auf meiner Reise gehabt, aber alles Das ist nicht zu vergleichen mit Dem, was ich jetzt empfinde, da ich Euch wiedersehe."

„Ihr scheint Euch auf Eurer Reise im Schmeicheln geübt zu haben, Herr Westburg," antwortete Elisabeth.

„Herr Westburg?" versetzte Eduard: „nennt mich nicht so, wenn ich bitten darf, nennt mich, wie früherhin, Eduard, und ich werde glücklich sein." Bei diesen Worten küßte er Elisabeth die Hand, die sie nicht zurückzog, was zur Genüge bewies, daß die gegenseitige Zuneigung Beider noch nicht erkaltet war.

Johann, welcher Maria führte, pries sich glücklich, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, bat um ihre Freundschaft und würde noch mancherlei gesagt haben, wenn nicht der Oberst, welcher mit Adelhorst hinter ihnen ging, ihm auf die Schulter geklopft hätte.

„Nun, Herr Velsen, was sagt Ihr von meiner Nichte? Ist sie nicht ein hübsches Mädchen?"

„In der That, Herr Obrist, ich würde mich glücklich schätzen, eine solche Nichte zu haben."

„Aber nicht als Ohm; doch wohl lieber als Vetter? Was hilft es einem Ohm, wenn er ein hübsches Nichtchen hat?"

„Um Gotteswillen, Ohm!“ fiel ihm Marie in die Rede; „ich bitte Euch, lieber Ohm, schweigt doch!“

„Ja, nun ist's der liebe Ohm, Ohm hinten und Ohm vorn,“ erwiederte von Sommenstein lachend; „aber darf ich Dich denn nicht einmal etwas necken? Thust Du's doch zu Hause unaufhörlich, und das Sprichwort sagt: Wie du mir, so ich dir!“

„Inzwischen hatte man sich angesetzt und bereitete sich zur Mahlzeit; ehe man aber damit begann, nahm Domine Deder sein Sammetkäppchen ab und hielt ein feierliches Gebet. Als endlich das Amen aus seinem Munde war, ließen sich die Gäste unter muntern Gesprächen das treffliche Mahl gut schmecken.

Fünftes Kapitel.

Noch war das Mahl nicht geendigt, als die Thür des Speisezimmers geöffnet wurde und ein Fremder, wenigstens Jemand, den die Leser noch nicht kennen, eintrat. Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren, von schlanker, etwas mehr als mittlerer Gestalt. Sein schwarzes Haar, welches in langen Locken herabhing, stach unangenehm gegen die Todtenbläße seines Gesichtes ab. Seine schwarzen Augen blickten düster und wüst unter den schöngeformten gleichfarbigen Brauen hervor; seine Oberlippe war etwas nach oben gebogen und ließ ein paar Reihen Zähne sehen, die mit dem Elfenbein an Weiße wetteifern konnten. Sein Aeußeres verrieth finsteren Ernst und zurückstoßenden Trotz, und wer das ausdrucksvolle Gesicht einmal gesehen hatte, vergaß es in seinem ganzen Leben nicht. Seine Kleidung erhöhete noch den Eindruck, den sein Gesicht erweckte, indem sie ganz aus schwarzem Sammet bestand.

„Herr Louis Dubois aus Frankreich," sagte der alte Velsen, indem er den Fremden seinem Sohne und Eduard vorstellte, „seit einiger Zeit mein Gast, und der es hoffentlich noch recht lange bleiben wird," und indem er sich dann zum Fremden wandte, stellte er demselben Johann und Eduard vor.

Dubois verbeugte sich höflich und nahm, ohne weiter ein Wort zu äußern, auf die Einladung des Herrn Velsen, zwischen diesem und Herrn von Sommenstein Platz.

Das Gespräch, welches vor dem Eintritt des Fremden sehr lebhaft gewesen war, schien nun ganz erstorben; allein Adelhorst, der seine angeborene Sprechlust nicht bezwingen konnte, sagte, an Dubois sich wendend: „Wel sir, da ich weiß, daß it Eurer Gesundheit wegen geschieht, daß Ihr Euch in Holland aufhaltet, so werdet es mir nicht übel deuten, wenn ich frage, how do you do, was so viel heißt, als: Wie geht es Euch? — oder, um mich Eurer Sprache zu bedienen: Comment vous portez vous?"

„Very good," antwortete Dubois; „was so viel heißt, als: Sehr gut, oder, um mich meiner Sprache zu bedienen: Très-bien."

„Of course J 'U speak English, dear sir,

you are my friend, wie ist es possible, Ihr sprecht as good as I!“ rief Adelhorst entzückt aus, froh, Jemand gefunden zu haben, mit dem er sich in seiner Lieblingssprache unterhalten konnte.

Auf diese Freudenbezeigung antwortete Dubois kein einziges Wort, sondern blieb, als wäre weiter Nichts vorgefallen, ruhig am Essen. Doch Adelhorst ließ ihn nicht los; unaufhörlich belästigte er ihn mit Fragen in englischer Sprache, auf welche zu antworten Dubois keine Lust bezeigte und nur dann und wann dem schwatzhaften Männchen einen verächtlichen Blick zuwarf. Als dieser endlich sah, daß alle seine Angriffe auf Dubois ohne Erfolg blieben, wandte er sich an Domine Deder, der neben ihm saß, um ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, da es ihm unmöglich war, länger zu schweigen.

„Nun, Domine, you are a man, der verschiedene Sprachen kennt, dürfte ich wohl so frei sein, Euch zu fragen, was Ihr von der englischen Sprache haltet?“

Sr. Hochwürden war aber just damit beschäftigt, ein Hühnchen zu zerlegen, und hatte wenig Lust, mit einem Manne, wie Adelhorst, der, wenn er einmal im Gange war, gar nicht mehr aufzuhören wußte, ein Gespräch anzuknüpfen, und sagte trocken:

„Salomo sagt: Alles hat seine Zeit. Also hat Sprechen seine Zeit, Schweigen hat seine Zeit und Essen hat seine Zeit, und ich glaube, daß wir uns jetzt in den beiden letzten Fällen befinden.“

Auch hier zurückgeschlagen, versuchte der unverbesserliche Schwätzer einen Angriff auf den Obersten, der auch theilweise glückte.

„Warum seid Ihr denn nicht in England geblieben,“ fragte ihn von Sommenstein, „da Euch dort doch Alles so gut gefällt?“

„Ach, sir, fragt mich nicht darnach! doch, da ich unter guten Freunden mich befinde, so vernehmt die schreckliche Wahrheit: I was obliged, mich zu flüchten!“

„Zu flüchten?“ riefen fast Alle erstaunt.

„Ja,“ sagte Adelhorst, „Yes, I was obliged to fly, und da wir jetzt gerade Zeit dazu haben, so will ich Euch the particularities erzählen, aber vorher gelobt mir eine strenge Geheimhaltung, damit auch kein Wörtchen kund wird, von dem what I shall speak now.“

„Darauf könnt Ihr Euch fest verlassen,“ antwortete von Sommenstein; „aber dann thut uns auch den Gefallen, unsere Muttersprache zu gebrauchen, denn wenn Ihr so viel Englisch darunter mengt, verstehe ich nicht die Hälfte davon.“

„I shall try if possible. Ich werde so deutlich zu sprechen suchen, als es mir möglich ist. Nun, so hört denn:

„Ein halbes Jahr nach dem Tode meines Ohms wandelte mich plötzlich die Lust an, die schottischen Hochlande zu besuchen. Das ist ein gefährliches Unternehmen, vor dem Mancher zurückgebebt und nach Hause zurückgegangen sein würde, wenn er die wüsten Berge erblickt hätte, aber ein Mann, wie ich, der die Schlacht bei Nieuwpoort unter Mauriz mitgeschlagen, kennt die Furcht nur dem Namen nach. Nach langen Tagereisen, nach gefährlichen Sprüngen über tiefe Abgründe, nachdem ich durch reißende Ströme, die mit donnerndem Geräusche sich einen Weg durch furchtbare Felsen bahnen, geschwommen war, nachdem ich dies Alles und noch mehr überstanden, glückte es mir at least tief in die Hochlande vorzudringen. Die Bergschotten sind ein wüstes Volk, gehen beinahe ganz nackt, und mit ihren muskelkräftigen Armen, worin sie die Streitaxt wie den Dolch mit gleicher Gewandtheit schwingen, bedrohen sie das Leben jedes Fremden, der ihre Berge betritt. Auf mich freilich machten diese wüsten Männer wenig Eindruck; denn ich fürchtete sie nicht, vielmehr fürchteten sie mich und ließen mich so meine Neugierde befriedigen.

„So wüst aber die Männer sind, so reizend sind die blondlockigen Mädchen der hochländischen Berge. Flora, die Tochter des Häuptlings eines der vornehmsten Klans, zeichnete sich durch ihre Schönheit vor Allen aus, kurz — sie sehen und lieben war für mich das Werk eines Augenblicks. Mein muthvolles Wesen, die Unverzagtheit, mit welcher ich bis zu ihrem Wohnorte vorgedrungen war, gefiel ihr, und sie gewährte mir Gegenliebe. Ein gewisser Mac Andrew, der Sohn des Häuptlings eines anderen Stammes, liebte sie zwar auch; allein sie gab mir den Vorzug. Dies erregte den Zorn des jungen Bergschotten. Er beleidigte mich, und eine Herausforderung war die Folge dieser Beleidigung. Ach, warum war ich so ein Thor, diese Herausforderung nicht zu unterlassen. Ich, der ich die Schlacht bei Nieuwpoort mitgeschlagen und mir dadurch eine besondere Erfahrung im Waffenhandel erworben hatte, forderte einen Jüngling heraus, dessen Geschicklichkeit mit der meinigen gar nicht zu vergleichen war. Die einzige Entschuldigung, die ich zu meinen Gunsten anzuführen vermag, ist: ich war verliebt.

„Zur bestimmten Zeit fanden wir uns auf dem Kampfplatze. Ein Fels, auf der einen Seite von wüsten, spitzigen Klippen umgeben, war der Platz,

wo unser Zweikampf stattfand. Wir standen Beide am Rande eines Abgrundes, wo unter unseren Füßen die wüthenden Wogen schäumten, damit, wenn Einer fiele, wäre er auch nicht tödtlich verwundet, er hinabstürzen und in den brausenden Strömen sein Grab finden müßte. Unsere Waffe war das Schwert. Lange schien der Ausfall des Kampfes unentschieden, und ich sprach ihm noch zu: ‚Mac Andrew,‘ sagte ich, ‚nehmt Eure Beleidigung zurück und verzichtet auf Flora.‘

„‚In Ewigkeit nicht!‘ rief er. So fahret denn zur Hölle! rief ich wüthend, that einen gewaltigen Hieb nach ihm und sah ihn fallen. Er stürzte in den Abgrund, die wüthenden Wogen verschlangen ihn, und Mac Andrew war nicht mehr. Ich fürchtete die Rache der Bergschotten, da ich Einen von ihnen getödtet hatte, und flüchtete nach London zurück. Aber auch dort hielt ich mich nicht für sicher, da die Schotten meine Auslieferung hätten fordern können. Hätten mich alsdann die Engländer nicht ausliefern wollen, dann würde ich am Ende die Ursache eines blutigen Krieges zwischen diesen beiden Völkern geworden sein. Darum verließ ich England für immer, und ....“

Hier wurde Adelhorst in seiner prahlerischen Erzählung durch Malje gestört, die hereinkam

und Herrn Dubois sagte, daß ihn Jemand allein zu sprechen wünschte.

„Ich werde kommen," sagte dieser und verließ das Zimmer. Der Mann, welcher ihn zu sprechen wünschte, erwartete ihn im Gange, tief in seinen Mantel gehüllt.

„Ihr wünscht mich zu sprechen?" sagte Dubois in einem etwas fremdartigen Dialekte, woran man gleich hören konnte, daß er kein geborener Holländer war.

„Ja!" antwortete der Fremde mit einer leisen, aber reinen Stimme.

„Euer Name?"

„Thut zur Sache Nichts!" war die Antwort.

„Worüber wünscht Ihr mit mir zu sprechen?"

„Wir sind hier nicht ungestört; man könnte uns behorchen."

„Habt Ihr mir denn Geheimnisse mitzutheilen?"

„Dinge, welche für Euch keine Geheimnisse sind, wohl aber für Andere."

„So folgt mir auf mein Zimmer!"

Beide gingen nun die Treppe hinauf nach Dubois' Zimmer. Nachdem sie dort angekommen, verschloß er sorgfältig die Thüre, und als der Fremde sah, daß sie nun allein waren, warf er Hut und Mantel ab und zeigte das Gesicht eines noch jugendlichen und schönen Mädchens.

„Mathilde!“ rief Dubois vor Erstaunen aus. „Du hier? und wozu?“

Das Mädchen zitterte, holte schwer Athem und fiel, von Betrübniß überwältigt, Dubois zu Füßen. „Gib mir mein Kind zurück,“ schluchzte sie, „gib mir mein Kind zurück, und ich vergebe Dir Alles!“

„Unverschämte!“ rief Dubois, „erdreistest Du Dich, mich hier aufzusuchen? Gehe hin, wo Du hergekommen bist, oder gib alle Hoffnung auf, Dein Kind je wiederzusehen.“

„Ungeheuer!“ schluchzte das Mädchen; „nein! nein, ich verlasse diese Stelle nicht, bevor Du mir sagst, was aus unserem Kinde geworden ist; es ist ja auch Dein Kind, Lorenzo. Ich will Dich verlassen, für ewig verlassen, ich will an das treulose Betragen nicht mehr denken, welches Du gegen mich beobachtet hast. Ja, ich will sogar für Dich beten, will selbst unser Kind lehren, in Dir seinen Vater zu lieben; aber ohne es lasse mich nicht wegziehen. O Lorenzo, bei der Liebe, die Du sonst zu mir fühltest, beschwöre ich Dich, gib mir mein Kind wieder. Es ist Alles, was ich besitze, was mir noch theuer ist. Gib, gib mir mein Kind zurück, Lorenzo, oder gib mir hier den Tod!“

„Nenne mich nicht mehr Lorenzo,“ versetzte Dubois; „mit der Veränderung des Wohnorts

habe ich auch den Namen geändert; nicht Lorenzo, sondern Louis Dubois ist jetzt mein Name."

„Was geht mich Dein Name an?" rief sie, noch immer vor Dubois knieend. „Gib mir mein Kind wieder, mehr verlange ich nicht."

„Steh' auf, Mathilde! Man möchte uns hier überraschen; Deine Stellung ist nicht geeignet, von Jedermann gesehen zu werden."

„Was kümmert das mich?" rief sie im hellsten Tone der Leidenschaft aus: „Die ganze Welt mag es sehen, daß eine Mutter um ihr Kind bittet: Jedermann mag sehen, daß ich vor einem Manne auf den Knieen liege, der mich verleitete, mein elterliches Haus zu verlassen und aus Herzogenbusch zu flüchten. Meine Eltern sind inzwischen gestorben; ich habe Nichts mehr, was mir theuer sein könnte, als mein Kind. Mag die ganze Welt es sehen, das kümmert mich nicht! Eine Mutter fleht um ihr Kind, das Du ihr geraubt hast. Wenn Du auch sein Vater bist, so vertraue ich es Dir nicht an. Du bist hart, Lorenzo; bei Dir ist es nicht sicher!"

„Ich wiederhole es zum letzten Male, nenne mich nicht mehr Lorenzo; aber, wenn ich Dir sage, was aus unserem Kinde geworden ist, willst Du mich dann verlassen?"

„Ja!“ rief Mathilde, indem sie wieder aufstand.

„Es ist todt!“ versetzte Dubois kalt.

„Todt!“ schrie Mathilde, „todt! Gott steh mir bei! Durch Deine Hand hat es den Tod empfangen, und das wirst Du verantworten müssen, schwer verantworten! Ein Vater, der sein Kind ermordet, ist verflucht in Ewigkeit. Aber sage, Lorenzo, sage mir, wo hast Du das Kind begraben? Wohin hast Du den Beweis meiner Schwäche und Deiner Schande gebracht? Sprich, Tiger, wo ist der Leichnam meines Kindes? Auf dem Grabe des ermordeten Würmleins will ich sterben, und meine letzten Worte werden an Den gerichtet sein, der Deine Missethat sah und sie in der Ewigkeit zu strafen wissen wird. Knieend an der Ruhestätte meines Lieblings, werde ich zum Himmel flehen, daß er Dich mit den Qualen der Hölle foltern möge! — Sprich, Ungeheuer!“ rief sie in einem Anfalle von Wahnsinn aus: „Sprich, wo ist die Leiche meines Kindes?“

„Die Seen in Holland sind tief!“ entgegnete Dubois: „die, welche die Tiefe derselben ergründet haben, schlummern ruhig auf ihrem sandigen Boden, kommen aber nie wieder zum Vorschein, und die eigentliche Stelle ihres Grabes ist ungewiß.“

„Also hast Du mein Kind ertränkt?“ schrie Mathilde von tiefem Schmerz überwältigt. „Auch ich will ruhen tief unter den Wogen; auf dem Boden der See werde ich meinen Liebling dann finden; da werden wir sanft schlummern bis zum jüngsten Tage. Ich scheide, ich gehe in den Tod; aber der Fluch einer Sterbenden wird schwer auf Dir lasten. Suche nicht nach meiner Leiche! Nur wenige Augenblicke noch, und ich ruhe bei meinem Kinde im Schooße der Wogen!“

Nach diesen Worten wollte sie die Thür öffnen, um fortzugehen; aber sie war, wie wir wissen, verschlossen. Dubois ergriff sie und rief: „Mathilde!“

„Laß mich gehen!“ antwortete sie.

„Aber, Mathilde, wenn meine Erzählung eine bloße Erdichtung gewesen wäre und Dein Kind noch lebte?“

„Träum' ich, oder wach' ich? Was hör' ich? Sollte mein Kind noch leben?

„Ja, Mathilde; aber, was würdest Du thun, wenn ich Dich zu ihm brächte?“

„Ich würde Dich anbeten, Lorenzo. Du bist nicht hartherzig, lieber Lorenzo, der alte Verney log, als er mir das sagte.“

„Wie, Verney? Sagte Verney Dir das?

Ich habe ihn binnen Kurzem zu erwarten; und was sagte er Dir mehr? Sprich, Mathilde, ich bitte Dich, sprich! Hat er Dir Nichts weiter gesagt?"

„Nein!" versetzte Mathilde.

„Nichts? Schwöre mir, daß er Dir weiter Nichts gesagt hat."

„Das thue ich," erwiederte Mathilde; „aber führe mich jetzt zu meinem Kinde; komm, Lorenzo, geleite mich zu meinem Liebling."

„Noch nicht! Erst mußt Du mir schwören, Dich Allem, was ich von Dir begehren werde, willig zu fügen."

„Das will ich! Gib mir mein Kind wieder, und Alles, was Du von mir forderst, sollst Du erhalten."

„So höre denn! Was ich Dir auferlege, ist leicht. Du bleibst hier, und ich werde Sorge tragen, Dir eine passende Wohnung zu verschaffen. Du suchst Dich bei der Tochter dieses Hauses einzuführen, trachtest sie von einem gewissen Eduard Westburg abwendig zu machen, auf den sie große Stücke hält. Sage ihr, daß er ..... doch nein, das wird sie schon auf einem andern Wege erfahren. Mache, daß dieser Eduard alle Liebe, die er für Elisabeth fühlt, auf Dich überträgt. Besonders

thue, als ob Du mich gar nicht känntest. Ich beschwöre Dich, Mathilde, nenne mich nie in Jemandes Beisein Lorenzo; denn es hängt viel davon ab, daß ich hier unerkannt bleibe. Lasse Niemand etwas vom Dasein Deines Kindes wissen; besuchen magst Du es, so oft Du willst, doch wo es jetzt ist, da bleibt es. Du weißt den Grund, der mir eine Heirath unmöglich macht; Du weißt, wer ich bin, und daß ich Nichts ohne Absicht thue. Schwörst Du mir nun, dieß Alles zu erfüllen? — Wohlan, dann schwöre!"

Bebend legte Mathilde den geforderten Eid ab.

„Lege jetzt Deine Verkleidung wieder an und folge mir nach dem Orte, wo Dein Kind sich befindet. Brich aber Deinen Schwur nicht, werde nicht meineidig, Mathilde; denn in diesem Falle würde meine Rache schrecklich sein!"

Beide verließen das Haus und begaben sich zu einer bürgerlichen Familie, bei welcher Dubois das Kind untergebracht hatte. Wir wollen die Mutterfreude, welche Mathilde empfand, hier nicht schildern, sondern lieber den Leser in wenigen Worten mit dem Zusammenhange der Sache bekannt machen.

Aus der stattgefundenen Unterredung wird man schon bemerkt haben, daß Mathilde einen leiden-

schaftlichen, feurigen Charakter besaß. So leidenschaftlich wir sie in ihrem Schmerze gesehen haben, so feurig war sie in ihrer Liebe zu Louis Dubois, oder Lorenzo, wie sie ihn nannte, gewesen. Sie hatte ihn zu Herzogenbusch im Hause ihrer Eltern kennen gelernt, als er sich in dieser Stadt aufhielt. Er sah sie und faßte Neigung zu ihr oder vielmehr, er faßte den Plan, sie zu verführen. Das wurde ihm auch nicht schwer, denn sie zählte noch kaum siebenzehn Jahre und war noch unschuldig und mit der Bosheit der Welt unbekannt.

Als er seinen Zweck erreicht hatte, verließ er Herzogenbusch, und auch sie floh aus ihrer Vaterstadt, um die Folgen ihrer Schwäche zu verbergen. Nach einem halben Jahre kehrte sie zurück und ließ ihr Kind bei der Familie, wo sie ein Unterkommen gefunden, zurück, und hatte die braven Leute beschworen, für dasselbe Sorge zu tragen. In ihre Heimath zurückgekehrt, erfuhr sie, daß ihre Eltern gestorben waren. Sie nahm ihre mit Mühe und Fleiß zusammengebrachte Nachlassenschaft in Besitz. —

Inzwischen hatte Dubois ihr geschrieben, daß sie lieber ihn für die Erziehung des Kindes möchte sorgen lassen, und in der Trauer über den Tod ihrer Eltern gestand sie es ihm zu. Später, als

sie mehr zur Besinnung gekommen war, bat sie ihn schriftlich, ihr das Kind zurückzuschicken; allein er weigerte sich, diesen Wunsch zu erfüllen. Nun wurde sie von einer entsetzlichen Angst überfallen; die Liebe, welche jede brave Mutter für ihr Kind fühlt, bekam ihre Rechte wieder, sie schrieb ihm dringend, aber er antwortete ihr gar nicht. Ein gewisser Verney, der zugleich mit Dubois nach Herzogenbusch gekommen war und stets mit ihm zusammen gewohnt hatte, und mit welchem er in besonderen Verhältnissen zu stehen schien, rieth ihr dringend, auf der Rückgabe ihres Kindes zu bestehen. Sie schrieb also zu wiederholten Malen, blieb aber immer ohne Antwort. Endlich entschloß sie sich zu dem Schritte, den wir sie thun sahen, da Verney ihr den Ort genannt hatte, wo er sich jetzt aufhielt. Sie erreichte freilich ihren Zweck, aber um einen schrecklichen Preis, wie der Verlauf unserer Erzählung es näher zeigen wird. —

Die Liebe zu ihrem Kinde hatte sie gezwungen, vor einem Manne zu knieen, den sie zu verfluchen alle Ursache hatte. Er hatte sie verführt durch das Versprechen, sie ehelichen zu wollen, und erst nachdem der Fehltritt geschehen war, erfuhr sie die schreckliche Wahrheit, erfuhr sie, wer er war, und erhielt zugleich die entsetzliche Gewißheit, daß sie

betrogen sei. Es war unmöglich, daß eine Heirath zwischen ihnen statt finden konnte; denn — doch wir wollen der Geschichte nicht vorgreifen.

Es war bereits spät am Abende, fast eilf Uhr, als Dubois nach Hause kam. Damals war man noch nicht gewohnt, die Nacht zum Tage zu machen, und der größte Theil der Bewohner vom Haag lag bereits in süßem Schlummer. Auch die Familie Velsen hatte sich schon zur Ruhe begeben; nur Jansje Dirksen saß brummend und halb im Schlafe und wartete, bis Dubois nach Hause käme. „Nun, mein Herr, das heiß ich ausbleiben! Schon ist es eilf Uhr! Nun, nun, wem der Tag zu kurz ist, der muß viel vorhaben. Doch, es geht mich Nichts an, was Andere thun. Mein Vater seliger pflegte allzeit zu sagen: ‚Kind, kümmere dich um deine eigenen Sachen, und laß Andere thun, was sie wollen.‘ Aber ich war bange, Herr, daß Euch ein Unglück zugestoßen wäre.“

„Nein, gute Frau! Mir widerfährt so leicht kein Unglück,“ antwortete er, nahm sein Licht und ging auf sein Zimmer.

„Gute Frau! Ei sieh doch einer an, nun noch schöner!“ brummte Jansje, als Dubois fort war und sie ihr Bett aufsuchte. „Das Herrchen

treibt es schön, kommt mitten in der Nacht nach Hause, nennt mich gute Frau, wünscht mir nicht einmal gute Nacht, und wenn ich ihm sage, daß ich aus Grund meines Herzens besorgt war, es möchte ihm ein Unglück zugestoßen sein, was wohl schon klügeren Leuten begegnet ist, spricht er, als ob er kein Unglück haben könnte. Er muß seiner Sache wohl sehr gewiß sein! Nun, mein Vater seliger pflegte immer zu sagen: Unkraut vergeht nicht." Bei diesen Worten machte die Wittwe Dirksen ihr Licht aus, und bald darauf lag sie, gleich den übrigen Hausgenossen, in tiefer Ruhe.

Während Dubois sich entkleidete, sprach er also zu sich selbst: „Aus diesem Handel habe ich mich gut herausgezogen. Mit ihrer Hülfe soll es mir gelingen, Elisabeth zur Vernunft zu bringen. Aber, ist es nicht eine Schande," fuhr er, indem er sich nachdenkend niedersetzte, fort, „daß Jemand, dessen Aufenthalt in dieser Stadt ganz andere Absichten hat, sich zuweilen durch ein hübsches Gesichtchen ganz davon abziehen läßt. Doch, nein," rief er, indem er aufsprang und mit starken Schritten auf und abging, „ich bleibe nichtsdestoweniger meiner Sendung getreu; das sind nur Nebendinge und ich arbeite darum doch an der großen Aufgabe. Und steht sie auch noch so fest und noch so stolz,

Elisabeth muß fallen, wenn nicht durch List, doch durch Gewalt. Aber, ruhig, Lorenzo, ruhig! Laß deine tolle Leidenschaft deinen Hauptzweck nicht vereiteln, um den du dich in diesen verfluchten holländischen Sümpfen befindest." Mit diesen erbaulichen Gedanken fiel er in Schlaf.

Fünftes Kapitel.

Am folgenden Morgen saßen Elisabeth und Johann in der Familienstube zusammen. „Sage mir doch einmal, Elisabeth," nahm Johann das Wort: „wer ist doch eigentlich der Louis Dubois, den ich gestern Abend nur wenige Augenblicke bei Tische sah?"

„Was ich davon weiß," antwortete Elisabeth, „will ich Dir erzählen. Vor ungefähr drei Monaten kam er hier an und war im rothen Adler eingekehrt. Zwei Tage nach seiner Ankunft machte er bei unserm Vater einen Besuch und übergab ihm ein Schreiben von einem seiner Freunde in Paris, in welchem dieser Freund den Herrn Dubois, der Arzt sei und sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit und zur Erweiterung seiner ärztlichen Kenntnisse einige Zeit in Holland aufhalten wolle, der Freundschaft unseres Vaters dringend empfahl. Du weißt, wie Vater immer ist, herzlich, gastfrei

und offen, wie es einem Holländer geziemt. Er machte Herrn Dubois den Antrag, bei uns seine Wohnung zu nehmen, und auf seine Bitte willigte derselbe endlich dazu ein. So wohnt er denn schon seit drei Monaten bei uns und spricht noch gar nicht von Weggehen. Er ist ein finsterer Mensch, spricht wenig, und ist oft mehrere Tage auf Reisen. Das ist Alles, was ich von ihm weiß."

Aber," fragte Johann, „ist denn Vater nicht näher mit ihm bekannt?"

„Auch nicht. Wir wissen von seinen Familienverhältnissen Nichts, als daß er ein Franzose ist und noch einen Ohm hat, der ihn wahrscheinlich binnen Kurzem hier besuchen werde."

„Das ist doch sonderbar," bemerkte Johann. „Hast Du ihn denn nicht einmal nach seinen Verhältnissen gefragt? Mädchen sind doch im allgemeinen etwas neugieriger Natur."

„O, Johann, treibe doch keinen Scherz mit mir. Nie, nie habe ich ihn nach Etwas gefragt, und ich bin froh, daß Du wieder da bist. Sein Aeußeres, die schreckliche Blässe, sein düsteres, finsteres Wesen, sein trotziges Auge, Alles macht mich vor diesem Manne bange. Wenn unsere Blicke sich einmal zufällig begegnen, überfällt mich ein unwillkürlicher Schauder, und ich glaube wirklich

nicht, daß es der Anstand erlaubt, länger mit ihm unter einem Dache zu leben.

„Du fängst an, räthselhaft zu werden, Elisabeth; sprich, ich bitte Dich, was ist zwischen ihm und Dir vorgefallen?"

„Versprich mir aber, Niemand Etwas von Dem wiederzuerzählen, was ich Dir jetzt mittheilen werde."

„Wenn Deine Ehre und Dein guter Name nicht dabei leiden, dann verspreche ich's Dir."

„So höre denn!" begann Elisabeth: „Schon zweimal hat dieser Mann mir seine Liebe erklärt."

„Er?" rief Johann.

„Ja, aber ich habe ihn abgewiesen, und zwar so höflich, als möglich, denn er ist unser Gast."

„Und hast Du Vater nicht damit bekannt gemacht?"

„Nein, Johann. Wozu würde das nützen? Es würde nur eine Störung unserer Ruhe veranlassen, und außerdem, wer weiß, ob Vater ihm nicht beiständе? Du kennst Vater ja und weißt, wie er mitunter ist. Dubois hat Kenntniß von dem Handel, spricht oft mit ihm darüber, und ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, Johann, daß sich Niemand besser in seine Gunst einschleichen kann, als wenn er mit ihm über seine früheren Beschäftigungen spricht."

„Mir gefällt unser Gast auch nicht besonders," sagte Johann, „und Eduard, mit dem ich mich über ihn unterhielt, schien ebensowenig als ich von seinem Aeußern angezogen zu sein.

„Das will ich gerne glauben," versetzte Elisabeth; „Eduard, der so aufgeweckten und fröhlichen Sinnes ist, so offenherzig, und auf dessen Gesichte reine Freude und Geradheit zu lesen ist, — ja, das will ich gerne glauben, daß er wenig Behagen findet an diesem finstern, bleichen Manne."

„Du hast ja Eduard eine förmliche Lobrede gehalten! Wahrhaftig, Elisabeth, ich glaube, daß er Dir nicht gleichgültig ist. Nun, Elisabeth, ich will mit Dir sprechen, wie es einem Bruder mit seiner Schwester zu sprechen geziemt. Auch Eduard liebt Dich, ich habe immer mit ihm darüber gescherzt, weil ich nicht wußte, was Liebe war; seit gestern Abend aber, wo ich Deine Freundin sah, glaube ich, bin ich geradezu auf dem Wege, in die Fußstapfen meines Freundes zu treten. Doch davon abgesehen, Eduard liebt Dich, und auf seinen Wunsch bin ich zu Dir gekommen, um Dich zu fragen, ob Du ihn auch lieben könntest. — Nun, Elisabeth, ich weiß Du liebst ihn....."

„Wie? Johann! Wie kannst Du das wissen?" fiel ihm Elisabeth erröthend in die Rede. „Ich

habe es Dir doch nie gesagt und auch keine Beweise davon gegeben, daß er mir nicht gleichgültig ist."

„Höre einmal, Elisabeth, ich habe es schon lange gemerkt, und wäre das auch nicht der Fall gewesen, dann würde doch Dein Benehmen am gestrigen Abende und Das, was Du mir jetzt geäußert, mich davon überzeugt haben. Doch, ich sehe meinen Freund schon im Garten, ich will ihn selbst hierher holen. Er ist Advokat und wird seine Sache besser führen, als ich es für ihn thun kann."

„Thue das nicht, Johann!" — Allein dieser hatte bereits das Zimmer verlassen und trat wenige Augenblicke nachher, begleitet von Eduard, wieder hinein.

„Ich habe wohl schon gehört, daß Zeugen manchmal lästig sind bei gewissen Dingen," sagte Johann lächelnd, ging aus dem Zimmer und ließ Eduard und Elisabeth allein.

Beide sprachen in den ersten Augenblicken kein Wort; Eduard hatte seine Augen zu Boden geschlagen und Elisabeth die ihrigen auf den Strickrahmen gerichtet. Nachdem er eine kurze Zeit also schweigend dagestanden hatte, was ihm eine Ewigkeit zu sein schien, wollte er mit einer alltäglichen Bemerkung den Anfang zu seiner Erklärung machen;

aber das stimmte mit Eduard's Zartgefühl zu wenig überein. Er faßte sich also ein Herz, trat auf Elisabeth zu, und indem er ihre Hand ergriff, stammelte er: „Elisabeth!" — Die Hand wurde nicht zurückgezogen, und statt eine Antwort zu geben, überzog eine dunkle Röthe ihr liebliches Gesicht. „Elisabeth!" fuhr Eduard fort, indem er etwas mehr Muth zu schöpfen begann; „theuere Elisabeth, ich bitte Euch, laßt mich nicht länger in der peinlichen Ungewißheit, ob ich der glücklichste oder unglücklichste aller Sterblichen bin. Sprecht, o sprecht jetzt, theuere Elisabeth, das Urtheil des Glücks oder Unglücks über mich aus."

„Wie vermag ich das zu thun?" versetzte Elisabeth mit halb bebender Stimme, indem ihr Auge ununterbrochen auf die Stickerei gerichtet war; „wie kann ich das thun, da ich nicht weiß, was Ihr Glück oder Unglück nennt?"

„Was ich mein Glück nenne? Das, was es einzig ist, Euere Hand. O, schenkt mir die, Elisabeth; ich brauche Euch nicht jetzt erst zu versichern, daß ich Euch liebe. Schon lange vor meiner Reise wünschte ich so glücklich zu sein, es Euch sagen zu dürfen. Jetzt, ja jetzt ist es Zeit, zu sprechen. Nun bitte ich Euch, Elisabeth, theuere Elisabeth, schenket mir Euere Hand,

macht mich glücklich! Ohne Euch kann ich es nicht sein; von Euerm Munde hängt jetzt mein ganzes Lebensglück ab; entscheidet jetzt! Wenn das Ja über Euere engelreinen Lippen strömt, dann macht Ihr mich glücklich; dann fliege ich zu Euerm Vater und bitte um seine Einwilligung, die er hoffentlich nicht versagen wird. Sprecht jetzt, Elisabeth, darf ich hoffen, ja oder nein?"

„Es ziemt der Tochter nicht, hierauf zu antworten," erwiederte Elisabeth; „dem Vater ist es vorbehalten, zu thun, was er in dieser Sache für rathsam hält. Ich werde mich unterwerfen."

„Wenn ich also Euers Vaters Einwilligung erlange, werdet Ihr mir dann die eurige nicht verweigern?"

„Dann werde ich Euch die meinige schenken aus Gehorsam gegen meinen Vater."

„Blos aus Gehorsam, nicht aus Liebe? Ich bitte Euch, blickt mich an, Elisabeth, laßt mich in Euerm himmlischen Auge lesen."

Elisabeth schlug die Augen auf. Sie waren feucht, und es leuchtete eine solche Zärtlichkeit daraus hervor, daß Eduard, seiner selbst nicht mehr mächtig, vor ihr nieder kniete, ihre Hand küßte und sprach: „O nicht blos aus Gehorsam, doch auch aus Liebe? Sprecht, sprecht, Elisabeth,

könntet Ihr ein Fünkchen von der Liebe zu mir fühlen, von welcher mein Herz für Euch entflammt ist."

Elisabeth beugte sich vorwärts und stammelte: „Ja, Eduard, auch Du wirst von mir geliebt!" Beide sanken sich in die Arme.

Die Thür flog auf und mit einem lauten Hurrah stürmte Johann in's Zimmer. Eduard flog ihm entgegen. „Johann!" rief er, „bester Freund, lieber Bruder Johann, ich bin glücklich, glücklicher, als je ein Sterblicher es gewesen ist."

„So!" sagte Johann, „hat Elisabeth eingewilligt?"

„Ja!" erwiederte Eduard, „bloß die Zustimmung Deines Vaters fehlt mir noch. Ich will ihn sogleich sprechen, und zweifle nicht....."

Ehe er noch ausgesprochen hatte, öffnete sich die Thür und der alte Velsen trat ein. Sein sonst so freundliches Gesicht war ernst, und statt des früher so ungezwungenen Tones sagte er jetzt mit einer gewissen Abgemessenheit: „Herr Westburg wolle die Güte haben, mir zu folgen; ich wünschte Ihn über Dinge von hoher Wichtigkeit zu sprechen."

Diese Sprache war Eduard auffallend. Herr Velsen hatte ihn nie anders als Eduard ge-

nannt, und jetzt war dieser trauliche Ton auf einmal verschwunden; jetzt hieß es „Herr“ und „Westburg“. Den Grund davon konnte unser eben so glücklich gewordene Freund nicht begreifen.

„Herr Velsen,“ sagte er endlich, „ich bitte Euch, die Güte haben zu wollen, mir Das, was Ihr mir zu sagen habt, nur hier mitzutheilen.“

„Bester Freund,“ erwiederte dieser, „es ist ein Geheimniß, und zwar von der Art, wobei man es nicht gerne hat, daß Andere es hören.“

„O, mein Herr, vor meinem Freunde Johann und vor Euerer liebenswürdigen Tochter habe ich keine Geheimnisse. Bleibt, liebe Elisabeth, bleibt!“ fuhr er fort, indem er sich, da sie sich entfernen wollte, an sie wandte; „bleibt! Es möchte sonst einmal der Gedanke sich in Euch regen, daß dieses Geheimniß mir zur Schande gereichte; um allen Vermuthungen zuvorzukommen, bitte ich Euch, bleibt! — Mein Herr, dürfte ich Euch nun ersuchen, mir das Geheimniß mitzutheilen!“

Eine Thräne glänzte in dem männlichen Auge des alten Velsen, als er seine Erzählung begann: „Ihr wißt es, lieber Eduard, welche Liebe ich von jeher zu Euch gehegt habe, und werdet also gerne glauben, wie schmerzlich es mir jetzt ist, Euch eine Sache mittheilen zu müssen, die, wie

ich überzeugt bin, Euch das Herz zerreißen muß. Ihr wißt, mein alter Kompagnon Bronsbeek war Euer Vormund, und gestern Abend habe ich Euch bereits mitgetheilt, daß er gestorben ist. Ich sah Euch weinen, Eduard, und wahrlich, er war euerer Thränen würdig; er behandelte Euch, wie ein Vater sein Kind und liebte Euch als solcher. Ihr, lieber Eduard, habt Euch auch gegen ihn in dieser Hinsicht als ein braver junger Mann benommen, und darum schmerzt es mich um so mehr, Euch sagen zu müssen, was mir jetzt meine Pflicht gebietet und was Ihr doch einmal erfahren müßt. Zwei Tage vor seinem Tode erhielt ich von ihm diesen Brief und dieses Päckchen. Da, lieber Eduard, leset selbst, erschreckt aber nicht zu sehr. Ich habe Euch auf den Schlag vorbereitet; zeigt Euch nun als ein Mann, dessen Loos es schon früher gewesen zu sein scheint, durch die Schule des Leidens gehen zu müssen."

Hastig ergriff Eduard den Brief. Aller Augen waren auf ihn gerichtet; er wurde bald roth, bald blaß, und als er an's Ende des Briefes gekommen war, entfiel derselbe seinen bebenden Händen, und mit dem Ausrufe: „O Gott, das ist zu viel!" sank er wie betäubt auf einen Stuhl nieder.

Alle beeiferten sich auf's Angelegentlichste, den

unglücklichen Jüngling zu beruhigen. Endlich schöpfte er tief Athem, hob das Haupt empor, und das erste, was seinem Auge begegnete, war Elisabeth, die seine brennenden Schläfen und seine Stirne mit Wasser besprengte. Eilig sprang er auf, blickte sie wehmüthig an und brach in einen Strom von Thränen aus. —

Endlich wieder etwas zu sich selbst gekommen, raffte er den Brief von Boden wieder auf. „Höre, Johann, höre, liebe Elisabeth," rief er mit einer Stimme, die ihm ihren Dienst beinahe versagte. „Höret, welche traurige Nachricht dieser Brief meines Freundes, meines nun seligen Vormundes, enthält:

„Theurer Eduard! Der Tod wühlt bereits durch meine Adern, und schon ist meine Seele auf dem Punkte, sich von der Hülle des Staubes zu trennen und vor dem ewigen Richter zu erscheinen. Nur ein Geschäft bleibt mir noch auf der Erde abzuthun übrig, nämlich Dir, mein lieber Eduard, ein trauriges Geheimniß zu offenbaren. Du bist keine Waise, theurer Jüngling, vielleicht leben Deine Eltern noch; denn Du bist, meine Hand bebt, indem ich es niederschreibe, ein Findling. Doch, ich muß mich kurz fassen, denn wahrscheinlich überfällt

der Tod mich schon bald, und Das, was mir über Dich bekannt ist, möchte ich nicht gerne mit in's Grab nehmen.

„Vier Jahre waren bereits verflossen, seit ich meine Frau geheirathet hatte, die, wie Du weißt, mir bereits dahin vorausgegangen ist, wo auch ich binnen kurzer Zeit erscheinen werde, als wir uns einst auf einer Reise zu Antwerpen befanden. Als wir eines Abends längs der Schelde lustwandelten, drang ein klägliches Wimmern zu unsern Ohren, welches nicht gar weit von uns aus dem Grase zu kommen schien. Wir gingen darauf zu und fanden Dich, lieber Eduard, hülflos im Grase liegend. Deine Füßchen waren verwundet, und bittend strecktest Du uns die Händchen entgegen. Essen! essen! riefst Du uns zu, als Du uns erblicktest; mich hungert gar sehr! Wir hoben Dich auf, nahmen Dich mit in unser Quartier und gaben Dir Speise und Trank. Dein offenes Gesicht und Dein freundliches Wesen gefiel mir und meiner Frau, und da unsere Ehe vom Himmel nicht mit Kindern gesegnet worden war, entschlossen wir uns, Dich bei uns zu behalten und Dich für unsern verwaisten Neffen auszugeben, zu dessen Vormund ich bestellt sei.

„Inzwischen wuchsest Du heran, und als Du ein

Alter von vier Jahren erreicht hattest, wurde meine Frau selbst Mutter eines Sohnes, der aber seiner Mutter bereits vorangegangen ist. Du weißt, daß dieses Ereigniß an unserer Liebe zu Dir Nichts änderte; wir haben Dich Alles lernen lassen, was Dir nützlich sein konnte, und Dir eine Erziehung gegeben, die dem Stande, zu dem wir gehörten, angemessen war.

„Jetzt, da ich mein Ende herannahen fühle, jetzt, Eduard, theile ich Dir den Umstand mit, und mache Dich zugleich zum Erben alles Dessen, was ich besitze. Es wird freilich nicht viel mehr sein, da, seit Du auf Reisen warest, die schwersten Unglücksfälle mein Geschäft betroffen haben. Nimm es hin nebst meinem Segen, und auch das Päckchen, welches ich Dir hierbei übermache. Es enthält die Kleiderchen, die Du anhattest, als wir Dich fanden; ich habe sie stets aufbewahrt, weil ich hoffte, daß sie vielleicht einmal zur Entdeckung Deiner Eltern beitragen könnten, und Gott gebe, daß dieser Wunsch noch einmal verwirklicht werden möge.

„Wenn Du diese Zeilen erhältst, werde ich wahrscheinlich schon längst im Schooße der Erde ruhen, und Du stehst allein auf dieser Welt, den Verführungen der Jugend ausgesetzt. Eduard, bleibe dem Pfade der Tugend getreu; gehe in dringlichen

Angelegenheiten mit Herrn Velsen zu Rathe; er ist ein Mann, dem Du in allen Fällen volles Vertrauen schenken kannst. Bete stets zu Gott, daß er Dich nicht in Versuchung möge gerathen lassen, und laß Dich durch diese Nachricht nicht allzusehr entmuthigen, sondern lasse Nichts unversucht, Deine Eltern zu entdecken.

„Und nun, lebe wohl, Eduard! Meine Kräfte verlassen mich. Lebe wohl, bleibe fromm und rechtschaffen. Gott gebe Dir einst ein ebenso ruhiges Sterbestündlein, als das Deines sterbenden Vormundes und Freundes Bronsbeek."

Als Eduard diesen Brief gelesen hatte, sah er Alle wechselweise an. Elisabeth weinte laut. Der alte Velsen drückte ihm die Hand. „Tröstet Euch, Eduard," sagte er, indem er unsern jungen Freund theilnehmend anblickte; „tröstet Euch. Was ich Euch früher war, bin ich Euch noch. Thut, als wenn gar Nichts vorgefallen wäre; wenn Ihr Rath bedürfet, dann kommet zu mir; Ihr werdet mich stets bereit finden, Euch zu helfen." —

„Und mich auch," rief Johann, „bleibe, Eduard, bleibe mein Freund, wie früherhin."

„Und ich..." sagte Elisabeth...

„Nein!" rief der Jüngling, „nein! Ihr könnt,

dürft und sollt nicht für mich bleiben, was Ihr für mich waret. Ihr habt es gehört, Elisabeth, Ihr habt gehört, ich bin ein Findling, vielleicht ein Kind der Schande und Eurer nicht werth." Bei diesen Worten bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen und sank auf einen Stuhl. Der gräßlichste Schmerz zerriß ihm die Brust, ihm, der noch wenige Augenblicke zuvor den Glücklichsten aller Sterblichen sich genannt hatte.

Sechstes Kapitel.

Bis jetzt haben wir unsere Geschichte Schritt vor Schritt mit Genauigkeit verfolgt, können aber nun eine Zeit von drei Monaten, während welcher nichts Besonderes vorfiel, rasch durcheilen. Um den Leser mit Dem, was sich in dieser Zeit in Bezug auf die Hauptperson unserer Geschichte zugetragen, in Kürze bekannt zu machen, theilen wir einen Brief mit, den Eduard an seinen Freund Johann schrieb, welcher inzwischen in das Geschäft seines Vaters zu Amsterdam eingetreten war und die Arbeit jetzt ganz allein versah, da der Compagnon des alten Velsen, wie wir wissen, gestorben war.

Eduard Westburg an Johann Velsen zu Amsterdam.

Ich ergreife die Feder, um Deinen letzten Brief zu beantworten, obschon ich, theurer Freund, Dir nichts Besonderes mitzutheilen habe.

Du hast mich gebeten, Dir umständlich zu erzählen, wie es gekommen ist, daß ich das Haus Deines Vaters verlassen und eine andere Wohnung bezogen habe. Diese Bitte zu erfüllen habe ich nur darum so lange gesäumt, weil mir selbst Alles noch so verworren im Kopfe herum ging, daß es mir völlig unmöglich war, Dir genau mitzutheilen, was mir seit jenem verhängnißvollen Morgen widerfahren ist. Erst jetzt bin ich wieder zur Ruhe gekommen. Die Zeit, welche alle Dinge wieder in ihr Geleise bringt, hat auch auf mich ihren wohlthätigen Einfluß ausgeübt; mein tiefer Schmerz ist in stille Trauer, und meine fast an Wuth grenzende Verzweiflung in eine sanfte Wehmuth übergegangen. Doch, diese Bemerkungen, die ich, fast ohne es selbst zu wissen, hinschreibe, werden Dir wahrscheinlich eben nicht sehr behagen, und so will ich denn, so viel möglich, Deiner Gewohnheit zu folgen suchen und gleich mit der Thür in's Haus fallen. —

Nachdem mir entdeckt worden war, daß ich ein Mensch sei, von dessen Herkunft Niemand, auch er selbst nicht, etwas wisse, kurz, daß ich ein Findling sei, war es mir durchaus unmöglich, länger im Hause Deines Vaters zu bleiben. Deine Schwester, diesen Engel in Menschengestalt, länger

zu sehen, ohne sie lieben zu dürfen, ohne ihr meine Liebe beweisen zu dürfen, nein, das würde meine Kräfte überstiegen haben, und so faßte ich den muthigen Entschluß, mich aus dem Hause Deines Vaters zu entfernen. Dein Vater wollte Nichts davon hören. „Bleibt,“ sagte er, „bleibet bei uns. Johann ist nach Amsterdam, ersetzt seine Stelle in unserer Familie. Seht Alles wie Euer Eigenthum an; aber von Ausziehen will ich Nichts hören.“ — Ich blieb jedoch unerbittlich, denn ich fühlte, daß es um meine Ruhe geschehen sein und ich mich selbst den herzzerreißendsten Qualen preisgeben würde, wenn ich länger in der Nähe Deiner Schwester verweilte. Ich zog also aus Deinem väterlichen Hause, um so mehr als Dubois dann und wann in Gegenwart Deiner Schwester zwar versteckte, aber desto schmerzlichere Anspielungen auf mein Unglück machte, und das — das war mir unerträglich. Ich dankte also Deinem Vater für alle in seinem Hause genossene Freundschaft und für die vielen Freuden, die mir darin bereitet worden waren, und der gute Mann ließ mich endlich mit Thränen in den Augen ausziehen.

In einem geräuschlosen Hause miethete ich mir eine Stube, die auf einem kahlen Grasplatz und auf eine Masse Holz die Aussicht hatte, welches

zum Trocknen für den Winter aufgeschichtet lag. Die Leute waren eben so trocken, als ihr Holz; selten sprachen sie, und thaten sie es bisweilen, dann war ihr Gespräch immer von der Art, daß ich mich herzlich nach seiner Beendigung sehnte. Ueber Alles hatten sie ihre Bemerkungen zu machen, von Jedermann wußten sie etwas Nachtheiliges zu erzählen, kurz, wenn ich diese Haushaltung mit der Deines Vaters verglich, so mußte ich mir selbst eingestehen, daß ich aus dem Himmel in die Hölle gekommen war. Natürlich wurde diese Wohnung mir bald zuwider und ich wollte mich bereits nach einer andern umsehen, als ich daran auf's Unerwartetste gehindert wurde. Eines Morgens, als ich eben bei meinem Frühstück saß, öffnete sich die Thür meiner Stube und der Oberst von Sommenstein trat ein.

„Nun, junger Herr," sprach er beim Hereintreten, „oder vielmehr, nun Herr Narr, wie geht's?"

Diese Anrede machte mich unwillkürlich lachen; allein ich stellte mich ärgerlicher, als ich war, und fragte: „Wie, Herr von Sommenstein, haltet ihr mich für einen Narren?"

„Wohl mag ich sagen Narr," antwortete er, „und zwar mit allem Rechte; oder wollt ihr viel-

leicht klug heißen? oder warum nicht gar noch weise und hochgelehrt dabei?"

„Ihr habt eine sonderbare Art Euch auszudrücken, mein Herr," erwiederte ich ihm und runzelte die Stirn, wiewohl sein gutherziges Wesen mich hinderte, auffahrend zu werden, „und ich muß sie noch sonderbarer finden, da Ihr, wie es scheint, mich absichtlich zu beleidigen gekommen seid."

„Gut gerathen," sprach er, indem er sich auf einen Stuhl niederließ, „richtig gerathen. Ich bin gekommen, Euch zu beleidigen, oder vielmehr Euch einmal recht derb den Text zu lesen. Ihr habt da einen schönen Streich gemacht, verlaßt das Haus Velsens, und statt zu mir, Euerm Freunde, zu kommen, quartiert Ihr Euch in dieses Eulennest ein, hier, wo Ihr weder Sonne, noch Mond seht. Nun, heraus, was habt Ihr zu antworten? Warum seid Ihr nicht zu mir gekommen, ehe Ihr in dieses Loch zoget? Es ist wenigstens ein Unterschied, wenn Ihr diese Kajüte oder Stube, wie Ihr sie zu nennen beliebt, mit den netten Zimmern in Velsens Hause vergleicht."

„Ich hatte gewichtige Gründe, das Haus zu verlassen, Oberst," war meine Antwort.

„Ja, das weiß ich; es war nicht hübsch von dem alten Velsen," entgegnete von Sommenstein,

„Euch durch ein hübsches Mährchen aus dem Hause zu treiben, das finde ich verflucht gemein und hätte es von ihm nicht erwartet.“

„Wie, mein Herr,“ fragte ich erstaunt, „kennt Ihr den Grund, warum ich Velsens Haus verlassen habe? und wer hat es gewagt, dem braven Manne einen Gedanken beizumessen, der nie in seinem edlen Herzen aufgekommen ist?“

„Ein schönes Pröbchen von Bravheit;“ versetzte der Oberst, „Jemand die Thür zu weisen, weil er ..... doch ich will Euch nicht böse machen.“

„Sprecht Euch nur frei aus,“ sagte ich ihm, „sprecht nur ruhig, Ihr könnt mich nicht beleidigen, denn ich weiß, Ihr meint es gut mit mir.“

„Ja, das thue ich, auf mein Wort! ich bin Euer Freund, und,“ fuhr er fort, „darum will ich Euch denn auch sagen, was ich von Euch gehört habe. Man erzählt sich, es sei auf dem einen oder andern Wege an den Tag gekommen, daß Ihr kein Eduard Westburg seid, daß man Euch als kleines Kind gefunden, und daß der alte Bronsbeek Euch aus Mildherzigkeit erzogen habe. Bei Gelegenheit seines Todes sei das herausgekommen und ein Brief aufgefunden und Euch zugesandt worden, den Ihr bei Euch gehabt, als man Euch gefunden, der wahrscheinlich von Euerer Mutter

geschrieben wäre, und worin stände, daß Ihr ein Kind der Liebe wäret. Und nun hat man noch hinzugesetzt, Ihr hättet das Dunkel Euerer Geburt stets geheim gehalten, weil Ihr Absichten auf die Tochter des alten Velsen gehabt; daß Letzterer, eingedenk des Spruches: Feuer und Stroh brennt leicht lichterloh, Euch so auf gute Manier aus seinem Hause bugsirt habe, und ....."

„Wer hat Euch das gesagt?" fiel ich ihm wüthend in die Rede: „Sprecht, ich bitte Euch, nennt mir seinen Namen, damit ich den ehrvergessenen Lästerer züchtige!"

„Ihn nennen? Nein, das thue ich nicht. Ihr würdet Euch allzusehr an Jemand rächen, der Etwas gesagt hat, was Ihr nicht gerne bekannt wissen möchtet; aber glaubt mir, bei mir ist dieses Geheimniß sicher. Denkt also nicht gleich an Jemand Rache zu nehmen, dessen ganzes Vergehen darin besteht, daß er eine unangenehme Wahrheit erzählt hat, die er freilich besser gethan hätte, zu verschweigen."

„Eine Wahrheit!" entgegnete ich ihm und suchte den Dir bekannten Brief meines Vormundes hervor: „Hier, mein Herr, leset Das und seht, in wie weit es Wahrheit ist, was man Euch erzählt hat."

Der Oberst nahm den Brief, und nachdem er

ihn gelesen hatte, stand er auf, reichte mir die Hand und sprach, indeß eine Thräne in seinem männlichen Auge glänzte: „'s ist Lästerung! verdammte Lästerung! man hat Euch falsch beschuldigt, und weil es eine höllische Lüge ist, so will ich Euch den Mann nennen; aber versprecht mir, es geheim zu halten."

Ich gab das verlangte Versprechen.

„Der Gast des alten Velsen, der Franzmann Louis Dubois, ist es, der mir alle diese schönen Sächelchen erzählt hat."

„Der?" versetzte ich: „Dubois hat es gewagt, solche Lügen zu ersinnen."

„Ja," antwortete von Sommenstein; „aber ich werde es ihm heute Abend oder morgen schon ablehren! Doch jetzt muß ich Euch sagen, was eigentlich der Hauptzweck meines Besuches ist. Ich wollte Euch nemlich den Vorschlag machen, bei mir Euere Wohnung zu nehmen. Ich hätte gerne Jemand bei mir, der mehr weiß, als ich, mit dem ich plaudern kann, der mit mir ausreitet, jagt und fischt. Ich bitte Euch, nehmt es an. Ihr werdet mich dadurch verpflichten. Es ist mir zu einsam in meinem Hause. Meine Schwester ist zwar eine gute Frau; aber sie sitzt fast den ganzen Tag da und trauert. Nun, sie hat Ursache dazu; doch, das sind Familiengeheimnisse. Nun, nehmt

es an! Ihr seid Advokat, und es paßt doch besser für Euern Stand, daß Ihr bei mir wohnt, als in diesem Hause. — Nun Ihr nehmt's doch an?"

Anfangs machte ich einige Einwendungen, allein von Sommenstein drang so sehr darauf, daß ich endlich nachgab und jetzt seit fast zwei Monaten bei ihm wohne, und wahrhaftig, ich habe viel dabei gewonnen. Der Oberst ist ein offener, guter Mann, der Alles aufbietet, um mir Vergnügungen zu verschaffen. Seine Schwester, die verwittwete Frau von Duinen, ist eine gute, aber ernste und trübsinnige Frau. Ihre Tochter Marie, die Freundin Deiner Schwester, ist ein liebes Mädchen, die Jedermann neckt und meist ihren Ohm zur Zielscheibe ihrer Neckereien macht. Weiter will ich sie Dir nicht beschreiben, da ich weiß, daß sie schon am ersten Abende unserer Ankunft Dein Herz gewonnen hat.

Ehe ich diesen Brief schließe, muß ich Dir noch einen edlen Zug Deines Vaters mittheilen. Ich besuche ihn dann und wann, er hat mich dringend gebeten, wieder bei ihm einzuziehen und mich aufgefordert, wenn ich Geld nöthig hätte, mich an ihn zu wenden, das erstere hab ich abgelehnt und sein zweites Anerbieten hoffe ich nicht benutzen zu

müssen, da meine Praxis von Tag zu Tage sich erweitert. —

Indem ich diesen Brief nochmals überlese, muß ich mich über meine Weitschweifigkeit wundern und noch lachen über die sonderbaren Reden des Obersten. Du wirst gesehen haben, daß seine Ausdrucksweise dieselbe ist und bleibt. Sein Herz ist gut, sein Wandel brav und rechtschaffen, aber seine Gespräche sind voll von rohen Ausdrücken. Zu meinem Leidwesen muß ich noch hinzufügen, daß der gute Oberst vor einigen Tagen durch einen Sturz mit seinem Pferde ein Bein stark verletzt hat. Dein Vater und Deine Schwester genießen fortwährend der besten Gesundheit; letztere hat eine neue Freundin, Mathilde, von der ich Nichts weiter weiß, als daß sie einige Zeit mit mir in einem Hause gewohnt hat und vielleicht noch da wohnt.

Nun, Johann, es gehe Dir mit Deinem Handel so gut, als mir mit meiner Praxis. Lebe wohl, denke oft und schreibe bald wieder an Deinen Freund Eduard. —

Als Eduard diesen Brief geschrieben und abgesandt hatte, begann der Abend bereits zu dämmern. Die Arme gekreuzt, ging er in seinem Zimmer auf und ab und sah dann und wann mit den Zeichen

der größten Ungeduld nach der großen Wanduhr.

„Kaum fünf Uhr! Himmel, wie schleicht die Zeit. Noch eine Stunde, und dann wird vielleicht mein Loos entschieden sein..... Sollte vielleicht ein Betrug dahinter stecken?.... Doch nein, — wozu sollte das dienen?.... Ich will das geheimnißvolle Billet nochmals lesen.“ Bei diesen Worten zog er ein Briefchen aus seiner Tasche und las:

„Mein Herr! Wenn Ihr einigen Werth darauf legt, etwas Näheres über Euere Eltern zu erfahren, dann kommt diesen Abend um sechs Uhr zu der dicken Eiche im Busch am Kreuzwege.“ —

„Kurz und bündig!“ fuhr Eduard gedankenvoll fort. „Nicht einmal mit einer Unterschrift versehen! Soll ich einem so flüchtigen Schreiben trauen!.... und warum sollte ich es nicht?.... aber wenn ein Betrug dahinter steckte, wenn es eine List wäre, um mich irgend in eine Schlinge zu locken?.... noch bin ich unentschlossen, was ich thun soll.“ — Es schlug halb sechs. „Ich gehe,“ sprach er, „es komme auch davon, was da wolle! Stehen wir doch alle in Gottes Hand!“ — Hierauf hing er seinen Mantel um, verließ das Haus und schlug den Weg nach dem Busche ein.

Siebentes Kapitel.

Hell schien der Mond und verbreitete ein fahles Licht über die schneebedeckten Bäume des Haag'schen Busches. Die Luft war klar, und zahllose Sterne flimmerten am azurblauen Himmel; kein Lüftchen regte sich, kein Laut ließ sich hören, Alles schien in tiefer Stille begraben zu sein. In einem langen Mantel gewickelt, lehnte ein Mann an dem mit Schnee und Reif bedeckten Stamme der Eiche am Kreuzweg; seine Blicke waren unverwandt auf den wolkenlosen Himmel gerichtet. Kein Glied seines Körpers rührte sich; bewegungslos, wie die ihn umringende Natur, stand er da; allein seine wogende Brust und sein tiefes Athemholen verriethen, daß es in seinem Innern nicht so ruhig war. „Woher diese Angst?" sagte er leise bei sich selbst; „woher diese schreckliche Unruhe? Sollte es das Vorgefühl eines nahenden Unglücks sein, oder eine innere, warnende Stimme? Auch mein Leben war sonst

so ruhig; klar und unbewölkt, wie der Himmel über mir, waren meine Tage, und gleich den Sternen traten darin Freude und Lust hervor; wie jetzt der Mond diese schneebedeckten Wipfel erhellt, so erhellte einst die süßeste Hoffnung meine Seele. Kein Schmerz, keine Sorge wohnte hier, — hier," fuhr er fort, indem er seine Hand auf die Brust legte, — „hier, wo es jetzt so fürchterlich stürmt. Warum muß ich jetzt so leiden? Hielt ich meinen Pfad nicht rein und gerecht? Warum trifft es mich so schwer? Doch, murren will ich — nicht, und wenn...."

Leise Fußtritte ließen sich hören. Der Mann schlug seinen Mantel zurück, zog ein Paar Pistolen unter demselben hervor, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne, und indem er das eine derselben in seinen Gürtel steckte und das andere unter dem Mantel in der Hand hielt, sagte er zu sich: „Nun, mit dieser Waffe in der Hand stehe ich dem Stärksten gleich. Ich meinte doch ein Geräusch gehört zu haben; mich dünkt, es muß schon über sechs Uhr sein. Wenn es nur ein Scherz wäre, den man sich mit mir machte? Das würde ein grausamer Scherz sein!..."

In diesem Augenblicke schlug die Glocke sechs. Feierlich hallten ihre Töne durch den Haag'schen

Busch; bei jedem Schlage schien die Angst des Mannes zu wachsen, und als endlich der letzte Schlag in die Ferne verhallte, näherte sich ein Mann, der gleich ihm sich in einen dichten Mantel gehüllt hatte. Er trat gerade auf Eduard zu, — denn dieser war es, welcher sich hier eingefunden hatte, — schlug seinen Mantel zurück und sah, ohne ein Wort zu sprechen, unsern Helden starr an. Sein Gesicht war nicht zu erkennen, da es mit einer Sammetmaske bedeckt war, schlank seine Gestalt. Allein es war dem scharfsehenden Auge Eduards unmöglich, irgendwie zu entdecken, wer die Person sei, die mit übereinander geschlagenen Armen ihn unverwandt ansah.

„Er ist ihm sprechend ähnlich," murmelte der Fremde für sich, jedoch laut genug, um von Eduard verstanden zu werden. —

„Ihr habt die Zeit gut wahrgenommen, Junker," sagte endlich der Fremde laut, „und in dieser Hinsicht gleicht Ihr vollkommen Eurem Vater."

„Seid Ihr der Mann, der mir ein Brieflein mit der Aufforderung zugesandt hat, hier zu erscheinen?" fragte Eduard.

„Ja!" antwortete der Fremde und murmelte: „völlig seines Vaters Stimme!" und indem er sich an Eduard wandte, fragte er: „Nun, Junker,

Ihr brennet doch gewiß vor Verlangen, etwas Näheres über Eure Eltern zu vernehmen?"

„Ich bin nicht von Adel," versetzte Eduard; „nennt mich also nicht Junker...."

„Woher wißt Ihr das?" fiel ihm der Andere in die Rede; „Niemand wird es mir doch wehren können, den Sohn eines Grafen Junker zu nennen?"

Eduards Stirne begann, da er diese Worte vernahm, zu glühen; er faßte den Fremden bei der Hand und sagte: „Sprecht, mein Herr, ich bitte Euch, kennt Ihr meinen Vater?"

„Ja," erwiederte dieser, „ich bin sein Freund."

„Wie heißt er? Wo, wann kann ich ihn sehen? — Doch, Ihr sprecht nur von einem Vater: hab' ich denn keine Mutter mehr?"

„Auch sie lebt noch und brennt vor Verlangen, ihren einzigen Sohn, ihr einziges Kind wiederzusehen."

„Räthselhafter Fremdling!" rief Eduard mit steigendem Interesse, „fahrt fort, wie heißen sie? Saget mir die Namen meiner theuern Eltern, nennet mir ihren Wohnort, damit ich hinfliegen kann, sie zu sehen, sie zu umarmen. O, saget mir, ich bitte Euch, saget mir, was ich von Euch zu wissen verlange; verschweiget dem Kinde den Namen seiner Eltern nicht, zu denen er, ungeachtet er

sie nie gesehen hat, dennoch eine herzliche Liebe fühlt."

„Ihren Namen darf ich Euch nicht nennen, und ebensowenig ihren Wohnort. Wir sind hier in Holland, und hier würde Euer wahrer Name Euch wenig Vortheil bringen, und ich habe Euern Eltern das heilige Versprechen gegeben, ihren Namen nicht zu nennen."

„Also wären meine Eltern keine Niederländer..."

„Wahrscheinlich nicht," versetzte der Fremde.

„Wahrscheinlich also Feinde von Niederland, wahrscheinlich Spanier?"

„Wahrscheinlich," erwiederte der Fremde.

„Aber wie soll ich sie denn finden?" fragte Eduard.

„Leicht genug," war die Antwort. „Ihr begebt Euch so bald als möglich nach Nymwegen, und nehmt Euer Absteigequartier im goldenen Kreuz, bis Ihr nähere Nachricht von mir empfangt, was nicht lange dauern soll. Ich werde Euch alsdann die erforderliche Auskunft geben, und bald seid Ihr dann in den Armen Eurer Eltern."

„Ich bin kein Kind mehr, dem man Alles, was man will, aufbinden kann," entgegnete Eduard. „Nehmt es mir nicht übel, wenn ich Euch gerade heraussage, daß mir Eure ganze Erzählung etwas zweifelhaft vorkommt. Wie konntet Ihr wissen,

daß ich mich hier aufhielt, daß ich gerade es war, der seine Eltern nie gekannt hat, und wie kann ich Euch trauen, mein Herr, da Euer Gesicht mit einer Maske bedeckt ist und ich selbst Euern Namen nicht einmal weiß?"

„Das nehme ich Euch ganz und gar nicht übel, edler Junker," erwiederte der Unbekannte, „daß Ihr mir nicht trauet; aber es ist mir unmöglich, mich in nähere Einzelheiten einzulassen. Soll ich also wieder abreisen und Euern Eltern, denen Ihr Stütze und Stab im Alter sein müßtet, sagen, daß der Sohn nicht zu ihnen kommen will, weil er Dem nicht traute, den sie ihm gesandt haben?"

„Zeigt mir Euer wahres Gesicht, und ich werde zu Allem bereit sein, was Ihr nur wollt."

„Auch das dürft Ihr nicht sehen; auch mein Gesicht muß für Euch ein Räthsel bleiben, bis Ihr Euch in den Armen Eurer Eltern befindet und mich unmaskirt vor Euch schauen werdet. — Doch, die Zeit drängt mich. Werdet Ihr morgen gehen, ja oder nein?"

Eine Vermuthung regte sich lebendig in Eduards Seele. Er faßte den Unbekannten bei der Hand, und indem er ihn stier in die Augen sah, die blitzend aus der Maske hervorleuchteten, sagte er: „Ihr seid Louis Dubois!"

„Der Name, den Ihr da nennt, ist nicht der meinige," antwortete der Unbekannte kalt und schien nicht im Geringsten betroffen zu sein. „Ich verlange auch keineswegs, meinen Namen von Euch zu hören, sondern lediglich, ob Ihr morgen abreisen wollt, ja oder nein?"

„Nein, sag' ich nochmals!" war Eduards Antwort.

„Unmensch!" rief der Fremde. „Kaltherziger, argwöhnischer Barbar! Ihr wollt Eure Eltern nicht sehen, Euren greisen Vater, der aus Trauer über Euren Verlust dem Grabe zueilt, und den nur die Hoffnung, Euch wiederzusehen, hineinzusinken abhält. — Alle Gebete, die Eure Mutter in stiller Einsamkeit zum Throne des Allerhöchsten emporgesandt hat, sollen also vergeblich gewesen sein: zwar ist der Sohn gefunden, zwar sind ihre Gebete zum Theil erhört; aber das Kind will nicht zu seinen Eltern. Seht hier, seht, gefühlloser Sohn," fuhr er fort, indem er eine kleine goldene Kette unter seinem Mantel hervorholte, „seht diese goldene Kette, das Gegenstück zu der, welche Ihr umhattet, als Eure Eltern Euch zu Antwerpen verloren, erkennet Ihr sie? Sie beweist die Wahrheit meines Auftrags; sie ist das Einzige, was ich Euch vorzeigen kann. Aber wozu würde es auch nützen,

wenn ich gleich tausend Beweise hätte, da Ihr doch einmal entschlossen seid, das Glück Eurer Eltern, Ehre, Ansehen und Reichthum Eurem unbeugsamen Starrsinne hinzuopfern."

„Nein! Haltet ein!" rief Eduard. „Ich folge Eurem Rathe. Nur noch diese zwei Fragen: Warum haben meine Eltern, als sie mich zu Antwerpen vermißten, keine Nachforschungen nach mir angestellt? und wie wissen sie, da doch Niemand, als eine achtungswerthe Familie und ein Mann, dem ich vertrauen kann, von meinem Unglücke Kenntniß hat, wie haben sie erfahren können, daß ich mich hier aufhalte?"

„Eure erste Frage ist leicht zu beantworten," versetzte der Unbekannte; „sie waren auf der Flucht, und die Pflicht der Selbsterhaltung zwang sie, die Zeit nicht durch Eure Aufsuchung zu verlieren; — die zweite Frage wird sich erst dann beantworten lassen, wenn Ihr Euch in den Armen Eurer mit Sehnsucht auf Euch harrenden Eltern befindet."

Die Hände übereinander geschlagen, stand Eduard einige Augenblicke schweigend und in tiefes Nachdenken versunken; endlich schien er seinen Entschluß gefaßt zu haben. — „Ich zweifle weder an der Aechtheit Eurer Sendung, noch an der guten Absicht, in welcher Ihr hierher gekommen seid, und bin

bereit, mich nach Euren Vorschriften zu richten, durch welche ich in den Stand gesetzt werden soll, meine theuren Eltern zu sehen. Morgen werde ich mich nach Nymwegen begeben und dort auf Euern nähern Bericht warten. Aber dies Alles nur unter einer Bedingung: Ihr legt Eure Maske ab und laßt mich Euer Gesicht sehen, denn es ist ja doch unnöthig, daß Ihr es vor mir bedeckt haltet. Die hinter einer Maske gesprochenen Worte erregen Argwohn, nicht Vertrauen. Wollt Ihr diese Bedingung nicht zugestehen, wohlan, dann saget meinen Eltern, daß Ihr, nicht aber ich, die Ursache seid, weshalb ihr Sohn nicht zu ihnen eilt, ihre Absichten also mißglückt sind. Also zum letztenmal, wenn Ihr mir Euer Gesicht nicht zeigt und die Maske nicht ablegt, dann betrachte ich die Sache für abgemacht und unsere Zusammenkunft für geendigt."

„Eure Forderung will ich nicht zugestehen," antwortete der Unbekannte, „und so...."

„Ist unsere Zusammenkunft geendigt," fiel ihm Eduard in die Rede, „und ich gehe nicht."

„Nicht?" rief der Unbekannte.

„Nein!" versetzte Eduard.

„Ihr wollt also nicht gehen? Eure Eltern nicht sehen?"

„Es ist mir unangenehm, meine Worte so oft wiederholen zu müssen," antwortete Eduard; „lebt also wohl, mein Herr!" und damit wollte er sich entfernen; allein der Unbekannte hielt ihn zurück.

„Wenn ich Euch nun sagte, daß Eure Entfernung für Euch selbst nothwendig wäre; wenn ich Euch sagte, daß ich Euch entfernen müßte, wenn Euch Euer Leben lieb ist; wenn ich Euch sagte, daß Ihr einen Feind habt, der Euch das Leben rauben will, der nur auf eine Gelegenheit wartet, um seinen Plan, ohne Argwohn zu erregen, zur Ausführung zu bringen, wenn ich Euch also zur Flucht rieth, wenn ich Euch zuriefe: „Flieht! flieht!" .... sprecht, was würdet Ihr dann thun?"

„Was ich auch jetzt thue," versetzte Eduard; „nemlich, Euch nicht glauben."

„Fahrt dann zur Hölle!" rief der Unbekannte. „Ich bin Euer Feind, und Euer Todesstündlein hat schon geschlagen!"

Bei diesen Worten hatte er bereits einen Dolch ergriffen, um ihn Eduard in die Brust zu stoßen, und schon fühlte dieser den kalten Stahl auf derselben, allein, da er sich rasch umwandte, mißlang der Stoß und der Dolch zerriß nur einen Theil seiner Kleidung, so daß seine Brust entblößt und ein kleiner goldener Ring, der an einem Bändchen

um den Hals hing, sichtbar wurde. „Rache!" brüllte der Unbekannte, als er dieses Zeichen auf Eduards Brust sah, „doppelte Rache! Er ist's!" und mit diesem Ausrufe drang er auf den Jüngling ein. Doch mit Blitzesschnelle zog dieser sein Pistol hervor und feuerte es ab. Die Kugel flog dicht am Kopfe des Unbekannten vorbei. Wüthend sprang dieser auf Eduard zu, der, durch Verzweiflung auf's Aeußerste gebracht, den Unbekannten umschlang, so daß die mit dem Dolche bewaffnete Hand zwischen Beider Körper eingeklemmt war. So lange dies dauerte, war das Mordwerkzeug unschädlich, und vergebens suchte der Unbekannte seine Hand frei zu machen. Die Todesangst gab Eduard Kräfte; er erdrückte den Unbekannten beinahe.

Das Ringen dauerte lange und war heftig; vergebens suchte der Unbekannte Eduard zu Boden zu werfen. Beide sprachen kein Wort. Die Adern an Eduards Kopfe waren angeschwollen, seine Nerven in der heftigsten Bewegung. Sein Blut brauste durch die Adern, aber seine Hände ließen nicht los; denn es galt sein Leben, sein theures Leben, und die Todesangst gibt selbst dem Schwachen Riesenstärke. Endlich aber waren seine Kräfte erschöpft, seine Muskeln erschlafften, ein fürchterlicher Schwindel überfiel ihn; ein Laut, wie von einem

schweren Sturme, schwirrte ihm durch den Kopf, seine Augen konnten keinen Gegenstand mehr unterscheiden, seine Füße wankten unter ihm und er hing halb bewußtlos am Leibe des Unbekannten; allein seine Hände ließen nicht los. Ein wüthender Versuch des Unbekannten, sich loszureißen, gelang endlich; Eduard fiel, riß aber den Unbekannten in seinem Falle mit. Die Erschütterung weckte ihn aus seiner Bewußtlosigkeit, sein Feind kniete ihm auf der Brust und der Mordstahl blitzte im Mondscheine über seinem Haupte. „O Gott, stehe mir bei!" rief er, und schloß die Augen, um den Todesstreich zu empfangen.

Auf einmal wurde es ihm leichter; der furchtbare Druck, der ihn am Athmen behindert hatte, war verschwunden, keine Hand hielt seinen Körper mehr fest. Einen Augenblick glaubte er sich bereits todt und in jene Gefilde versetzt, wo Angst und Schmerz nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, als er die Augen aufschlug und sich überzeugte, daß seine Phantasie ihn getäuscht, daß er noch der Erde angehörte, daß aber auch das Gebet in seiner Todesangst erhört worden war; denn der Unbekannte, der noch einige Augenblicke vorher sein Leben bedroht hatte, rang nur einige Schritte von ihm mit einem Fremden. — Dieser,

der von seinem Pferde abgestiegen war, wollte den Maskirten mit sich fortführen, allein derselbe riß sich rasch los und floh mit der Schnelligkeit des Blitzes den Weg, der nach dem offenen Felde führte, indem er durch Eduards Standpunkt behindert war, sich in die dichtere Partie des Busches zu werfen, wo er den Augen bald entschwunden sein würde. Eiligst bestieg Eduards Retter sein Pferd und verfolgte den Fliehenden. Eduard, wie aus einem Traume erwachend, starrte sowohl seinem Feinde, als auch seinem Retter nach, bis Beide seinen Blicken entschwunden waren. Als sie weit von ihm entfernt waren, und der Hufschlag vom Pferde seines Retters kaum noch sein Ohr traf, hob er sein thränenerfülltes Auge zum klaren Himmel empor, dankte mit tiefer Rührung Dem, dessen Vorsehung ihn aus der drohenden Gefahr gerettet hatte, und schlug finster und in sich selbst gekehrt den Weg nach der Stadt ein.

Schnell wie ein gejagter Hirsch flog Eduards Feind den gekrümmten Weg, aber noch schneller setzte ihm sein Verfolger nach. Der Lauf war aber auch ungleich, da dieser auf einem guten Pferde saß, welches, gleichsam um der Angst des Verfolgten zu spotten, seine ganze Schnelligkeit aufzubieten schien, um den durch Verzweiflung und Todesangst

getriebenen Unbekannten einzuholen. Nur wenige Schritte noch war der Flüchtling seinem Verfolger voraus, als eine dunkle Wolke, welche den Mond eine Zeitlang verhüllt hatte, sich verzog und dessen Strahlen das Gesicht des Retters Eduard erleuchtete. Es war ein Mann, dessen Haare schon zum Theil ergreist waren; sein Bart hing wüst über sein graues Reisegewand herab und eine hohe Röthe, hervorgerufen durch den Eifer, womit er dem Flüchtling nachsetzte, deckte seine fahlen Wangen. — Schon streckte er seine Hand nach Eduards Feind aus, als dieser sich umsah, jeden Versuch zu entfliehen aufgab, sich an einen Baum lehnte und ruhig das Weitere zu erwarten schien.

„Steh, feiger Mörder!" rief Eduards Retter dem Unbekannten zu, hielt sein Pferd an und wollte ihn an der Brust greifen.

„Sachte! Laßt mich los, Ihr werdet mich sonst erwürgen," sprach der Unbekannte. „Hätte ich gewußt, daß Ihr mich verfolgtet," fuhr er lachend fort, „wahrhaftig, dann würde ich mir soviel Mühe nicht gegeben haben."

„Sprecht!" rief Eduards Befreier verwundert aus: „kennt Ihr mich?"

„Freilich! Aber werdet doch erst etwas ruhig, und laßt mich zu Athem kommen," antwortete

keuchend der Unbekannte; „gewißlich kenne ich Euch, Ihr seid der ehrwürdige Vater Erastus, dem es besser geziemte, still seinen Weg durch die Irrgänge dieses Lebens zu wandeln, über seine Sünden nachzudenken und Buße zu thun, als mich zu verfolgen, wenn ich gerechte Rache ausübe."

„Mensch!" rief der Greis, wie vom Donner getroffen; „Mensch, wer seid Ihr, daß Ihr also mit mir sprecht?"

Ohne ein Wort zu sagen, nahm der Unbekannte seine Maske ab und der Mond beschien das bleiche Gesicht des Louis Dubois. — „Lorenzo!" rief der Andere erstaunt; „Lorenzo, muß ich Euch als einen Meuchelmörder finden? Ziemt sich das für Euern Stand, und kommt es mit dem Zwecke überein, zu dem Ihr und ich uns hier befinden?"

„Nicht Meuchelmord, ehrwürdiger Vater," antwortete Dubois, „war das Werk, worin Ihr mich störtet, sondern gerechte Rache, versteht Ihr? Rache, und nie würde es mit dem Milchbarte soweit gekommen sein, hätte er meinem Rathe gefolgt und sich von hier, wo er mir zur Last ist, entfernt; und — nun kein Wort mehr hierüber!" Hierauf wandte er sich trotzig gegen den Fremden und fuhr fort: „Ich hatte Euch schon früher erwartet; was

ist der Grund Eures Ausbleibens? — Statt Euch um meine Angelegenheiten zu bekümmern und mir Mathilde hieher zu schicken, hättet Ihr besser gethan, selbst mit etwas mehr Eile hierher zu kommen. Seht, schon ist es sieben Uhr! Tragt also Sorge, Euch gegen acht Uhr an dem bestimmten Orte einzufinden." Hierauf gab er ihm ein Zettelchen und sprach dann: „Hierin ist der Ort angegeben. Jetzt aber gebt mir Euer Pferd; steigt ab und geht still und unbemerkt nach dem Haag und sorgt dafür, Euch zur bestimmten Zeit am bestimmten Orte einzufinden. Lebt wohl!" Nach diesen Worten bestieg er das Pferd des Erastus.

„Noch ein Wort!" rief dieser. „Hatte die Sache worin ich Euch störte, Bezug auf den Zweck unserer Sendung?"

„Ja und nein! antwortete Dubois; „aber was liegt Euch daran? Es ist meine Sache und nicht die Eure. Ich bin nicht gewohnt, Andern meine Geheimnisse mitzutheilen, wie gewisse Menschen thun. Paßt auf die Zeit, ehrwürdiger Vater, und findet Euch zu rechter Zeit ein." Bei diesen Worten setzte Dübois das Pferd in Trab und war bald aus Erastus' Augen verschwunden.

Als dieser sich allein sah, warf er sich auf den schneebedeckten Grund nieder, nahm den Hut ab und

verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen. „Wann, o Gott,“ sprach er mit weinender Stimme, „wo wirst Du mir meine Ruhe wiedergeben? Mein Fuß betritt meinen Heimathgrund, und auf demselben hingekniet, bitte ich Dich um Vergebung meiner Sünden. Sie sind schwer, furchtbar schwer, und lasten wie Blei auf meinem Gewissen. Buße habe ich gethan, reiche Gaben auf den Altar gelegt, Heilige als meine Fürsprecher angerufen, aber Alles umsonst. Priester haben mir meine Sünde vergeben, allein ich halte ihre Freisprechung für nichtig; denn mein Herz sagt mir, daß Du mir noch nicht vergeben hast. Schaue, Herr, auf mich herab; wie unwürdig ich auch bin, hilf mir, laß mich keine neue Missethat begehen, tilge meine Schuld und vernichte sie im Register meiner Sünden. — Ueberall suche ich Ruhe für mein gefoltertes Herz, überall umsonst. Du, Du allein kannst mir sie schenken.“

Achtes Kapitel.

„Und Du hältst ihn also für schuldig, liebe Mathilde?" sagte Elisabeth an demselben Abende, wo das vorstehend erwähnte Ereigniß stattfand, als sie in dem bekannten Zimmer des Velsen'schen Hauses zusammensaßen.

„Muß ich denn nicht?" antwortete diese; „muß ich ihn nicht für schuldig erklären, wenn ich sein Betragen gegen mich berücksichtige? Seine Falschheit kennt keine Grenzen, und wehe Dem, der sich in seinen Stricken verwirrt. — Du magst dem Himmel danken, Elisabeth, daß Dein Vater ihn aus Deiner Nähe entfernt hat."

„Mein Vater hat das keineswegs gethan. Er hat unser Haus aus eigener Bewegung verlassen, als er vernahm, daß er ein Findling sei, ungeachtet mein Vater Alles aufbot, ihn hier zu halten."

„Ist es möglich!" rief Mathilde mit erheuchelter Verwunderung. „Dann laß uns nicht mehr von ihm reden, liebe Elisabeth, denn in diesem

Falle gab es keinen größeren Bösewicht, als er ist."

„Nein, schweigen sollst Du nicht, Mathilde," versetzte Elisabeth; „wir dürfen ja wenigstens uns gegenseitig Vertrauen schenken; halte vor mir Nichts geheim, Nichts verborgen, was ihn betrifft."

„Aber ich würde Dir ja nur Kummer verursachen, meine theure Freundin, und wozu das? Du hast ihn einst geliebt und liebst ihn wahrscheinlich auch jetzt noch. Folge meinem Rathe; es ist der Rath einer Freundin, die Dir von Herzen ergeben ist, verbanne ihn aus Deiner Erinnerung; denn glaube mir, er ist Deiner nicht würdig."

„Aber so sage mir denn doch um unserer Freundschaft willen," bat Elisabeth, „was hat er denn noch weiter verbrochen? worin bestehen seine anderen Vergehen, die Du mir, Deiner Freundin, nicht vertrauen willst?"

„Ach!" rief Mathilde mit affektirter Betrübniß, „ach, ich will sprechen, aber es zerreißt mir das Herz. — Er hat Deinen Vater gelästert, ihn beschuldigt, ihm die Thüre gewiesen zu haben, nicht weil er ein Findling wäre, nein, weil er Deine Hand verschmähte, da Dein Vater, wie er vorgibt, ihn mit Dir hätte verkuppeln wollen, um Deine Schande zu bedecken."

„Eduard!“ rief Elisabeth, „Eduard! Waren das Deine Worte? Hast Du darum so viel Freundschaft hier genossen? Hab' ich Dich darum so geliebt?“ Wehmüthig senkte sie das Haupt. „Doch nein, es ist Verleumdung, Mathilde, elende Verleumdung ist es, was man Dir von ihm berichtet hat. So schlecht, so niederträchtig kann er nicht sein! Hab' ich ihn denn nicht von Jugend auf gekannt? Sollte ich also nicht wissen, daß er solche Lügen, solche Niederträchtigkeiten nie aussprechen würde? Aber, nicht blos meine Ehre, auch die Ehre meines Vaters ist gekränkt. Ihm werde ich es sagen; er wird den Verbreiter solcher Lügen schon zu finden wissen....“

„Thue das lieber nicht, Elisabeth,“ fiel ihr ihre Freundin in die Rede. „Laß die Sache, wie sie jetzt ist; denn, wenn Du sie Deinem Vater mittheilst, dann wird er sie in seinem Eifer laut werden lassen; Viele würden Eduards Lügen Glauben schenken; und würden wir es in ähnlichem Falle bei Andern nicht selbst thun? Weiß doch Jedermann, daß er nicht mehr in eurem Hause wohnt, und wer, meine theure Freundin, wird glauben wollen, daß er ein Haus, wo er so viele Freundschaft genossen, ohne Grund verlassen habe?“

„Werde nicht böse auf mich, liebe Mathilde;

allein ich muß gestehen, daß ich Dem, was Du soeben sagtest, wenig Glauben beimesse. Du bist noch zu wenig mit der Welt bekannt, liebe Freundin, um das Falsche vom Wahren zu unterscheiden, und daher kommt es, daß Du Alles, was man Dir von Eduard erzählt hat, für Wahrheit hältst; aber glaube mir, mein Herz, das noch immer in Liebe für ihn schlägt, sagt mir, daß er unschuldig ist. — O, es ist pure Falschheit, pure Verleumdung! Er hat mich zu sehr geliebt, als daß er..."

„Dich geliebt?" versetzte Mathilde mit erheuchelter Offenherzigkeit, „er Dich geliebt? Nun, es kann wohl sein; aber dann ist seine Liebe für Dich von kurzer Dauer gewesen, da er sie bereits auf eine Andere übertragen hat."

„Wie?" rief Elisabeth, „und wer ist sie denn, die er mir vorgezogen hat?"

„Maria von Duinen, oder bekannter unter dem Namen von Sommenstein," versetzte Mathilde und fügte dann spöttisch lächelnd hinzu: „Deine Freundin Marie ist jetzt die Auserwählte des edelmüthigen, braven, unschuldigen Eduard, der Dich so sehr liebt und Dir so treu ist!"

Dies war für Elisabeth zu viel. Er, der ihr seine Liebe gestanden, er, den sie so innig liebte, war ihr untreu geworden und liebte eine Andere,

Maria, für welche ihr Bruder Johann eine so zarte Neigung hegte! Sie schwieg. Ihr sanftes blaues Auge wurde feucht und ihr schneeweißer Arm stützte das blonde Haupt. Als Mathilde sie so sah, war sie im Begriff, ihr Alles zu entdecken; allein die Furcht vor Dubois fesselte ihr die Zunge. Inzwischen wollte sie doch noch Etwas zu ihrer Beruhigung hinzufügen, ohne zu ahnen, wie tief sie sich selbst dadurch verletzen würde."

„Mäßige Deinen Kummer," sagte sie, „und vergieße keine Thräne um ihn; er verdient es nicht. Suche ihn zu vergessen und lasse einen Andern, der Deiner würdiger ist, seine Stelle einnehmen."

„Nie, nie werde ich ihn vergessen, nie kann ich einem Andern meine Liebe schenken, da er sie ganz besaß."

„Versuche es," entgegnete Mathilde; „schenke dem Ersten, der um Dich wirbt, Deine Hand; dadurch wirst Du Dich an ihm rächen und..."

„Nimmermehr!" fiel ihr Elisabeth in die Rede. „Wenn das mein Wille wäre: dann brauchte ich nicht lange zu warten, denn, — ich sage es Dir im Vertrauen, — Dubois, der in unserm Hause wohnt, hat bereits zwei Mal um meine Hand angehalten."

„Wer?" rief Mathilde erblassend.

„Louis Dubois," antwortete Elisabeth. „Du kennst ja wohl den hagern, blassen Mann, der vor einiger Zeit bei uns eingezogen ist; aber Du wirst ja ganz bleich, Mathilde, was fehlt Dir?"

„Mir fehlt Nichts," versetzte diese, obschon ihre Todtenblässe das Gegentheil verrieth, „mir ist wohl, ganz wohl; vielleicht hat mich die Wärme des Zimmers etwas angegriffen."

„O, ich glaubte, Dir wäre unwohl geworden! Nun also, Du kennst doch Louis Dubois?"

„O, schweige doch," fiel ihr Mathilde in die Rede, „schweig' doch, laß mich Luft schöpfen.... Laß uns spazieren gehen."

„Spazieren gehen?" versetzte Elisabeth erstaunt; „es ist spät und finster, fast acht Uhr, und draußen ist es schneidend kalt. Aber was fehlt Dir, liebe Freundin? Du bist ja todtenblaß, Dir ist unwohl, was wünschest Du?"

Mathilde war zu tief in Gedanken versunken, um auf diese Fragen zu antworten. „Lorenzo," — denn unter diesem Namen war Dubois ihr bekannt, — „Lorenzo liebt Elisabeth, hat ihr zwei Mal seine Hand angetragen, und Derjenigen, welche ein Kind hat, das ihn Vater nennen müßte, weigert er die Ehe? — Und wie konnte er auch?"

dachte sie bei sich selbst, „wie konnte er auch?“ Alles war ihr ein Räthsel, denn sie wußte, wer Dubois war, und kannte auch die Gründe, welche ihn hinderten, je eine Ehe einzugehen. Es war also offenbar, daß er die Absicht hatte, Elisabeth, die unschuldige Elisabeth, zu verführen. Jetzt rief sie sich den ersten Abend ihrer Ankunft in's Gedächtniß zurück, erinnerte sich der Worte, welche Dubois zu ihr gesprochen, und begriff nun deutlich, daß die Rolle, welche sie zu spielen von ihm beauftragt war, lediglich den Zweck hatte, Eduard bei Elisabeth in ein ungünstiges Licht zu stellen und dadurch ihre Liebe zu ihm zu vernichten, damit der Ruchlose seinen Plan, auch Elisabeth zu verführen, desto leichter ausführen könnte.

„Soll ich also,“ dachte sie bei sich selbst, „soll ich also zu solch' einer That die hülfreiche Hand bieten? Bin ich so tief gefallen, daß ich zu einem Werkzeug der Bosheit erniedrigt werde? Nein, nein, ich will Elisabeth Alles gestehen, ich will sie vom Rande des Abgrundes zurückreißen und ihn entlarven, es komme auch, was da wolle.“ — Schon war sie im Begriff, diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen, schon öffnete sie die Lippen zum Sprechen, schon hatte sie Elisabeths Hand

ergriffen, als plötzlich die Worte: „Werde nicht meineidig, Mathilde, denn sonst würde meine Rache schrecklich sein!“ ihr gleichsam in die Ohren klangen, und sie des Dubois geschworenen Eides sich erinnerte. Sie bebte. Wenn sie nun spräche, dann wäre freilich Elisabeth gerettet und Eduard bliebe wie früher der Gegenstand ihrer Wahl, Dubois würde sich dann entfernen müssen; — aber ihr Kind — dieses unschuldige Wesen würde dann seine Rache treffen. — Sie kämpfte einen schweren Kampf in ihrem Innern; Mutterliebe war im Streite mit ihrer Tugend, mit ihrem gekränkten Ehrgefühle, ihr Busen wogte heftig, ihr Auge wurde verfinstert und sie wurde ohnmächtig von dem heftigen Kampfe, der in ihrem Innern wühlte.

„O Himmel!“ schrie Elisabeth laut auf, als sie Mathilde bewußtlos niedersinken sah, „was fehlt Dir? Hilf, Jansje, hilf! Mathilde stirbt!“

Auf diesen Ausruf flog die Wittwe Dirksen in's Zimmer. „Was gibt es, mein Kind?“ sprach sie zu Elisabeth, „was fehlt Dir, mein Herzchen? Ach, ich sehe es schon, ach Herr je! die Jungfrau Mathilde liegt da, als ob sie nicht Zehn zählen könnte; aber todt ist sie nicht,“ fuhr sie fort, indem sie die ohnmächtige Mathilde aufrichtete, „wir wollen sie schon bald wieder zu

sich selbst bringen!" Mit diesen Worten eilte sie zum Zimmer hinaus und kam bald mit einem ganzen Bündel Federn wieder zurück. „Nun komm, flink an's Werk!" sprach sie zu Elisabeth, „das ist noch ein altes Mittel von meinem Vater seliger. Komm Kind, komm einmal mit der Kerze hieher! So, halte die nur fest, nein, noch ein wenig näher heran! So, nun ist es gut!" Und nun hielt sie die Federn in's Licht, die alsbald zu brennen anfingen und einen so furchtbaren Gestank verursachten, daß Mathilde bald aus ihrer Ohnmacht erwachte.

„Wo bin ich?" fragte sie, wie aus einem schweren Traume erwachend und halb verwirrt.

„O Mathilde," sagte Elisabeth, sie umarmend, „Du bist ja bei mir; aber ich bitte Dich, sage mir doch, was war die Ursache Deiner Ohnmacht!"

„Ich hab' es Dir ja schon gesagt," erwiederte dieselbe, „daß die Wärme dieses Zimmers...." Doch sie wurde plötzlich in ihrer Rede gestört; die Thüre wurde aufgerissen und Eduard stürmte herein. Sein Gesicht glühte, seine Kleider waren zerrissen und in Unordnung, und trotz der strengen Kälte perlte der Schweiß auf seiner Stirne. —

Elisabeth, Mathilde und Jansje standen

wie verstummt da, als sie ihn sahen. Ohne Jemanden zu grüßen, flog er auf Elisabeth zu und fragte, indeß alle seine Nerven vor Aufregung bebten und die Adern an seiner Stirn furchtbar aufschwollen: „Wo ist Dubois? Sprich, Elisabeth, ist er hier, oder, wenn nicht, kannst Du mir sagen, wo er sich jetzt befindet? Ich will ihn züchtigen; denn Niemand anders war es! — Sieh, meine Brust, meine Hände sind verwundet durch seinen Dolch; sprich, Elisabeth, sprich, wo ist er?"

„Ich weiß es nicht," antwortete diese, indem sie ihn erschrocken anblickte; „aber was ist Dir begegnet, Eduard? Erzähle mir Alles..." Allein plötzlich, als ob sie sich besänne, sagte sie: „Herr Westburg, ich ersuche Euch, Euch zu entfernen. Die Gerüchte, welche Ihr von mir und meinem Vater in Umlauf gebracht habt, sollten Euch, wenn nicht alles Schamgefühl in Euch erloschen ist, laut mahnen, Euch aus einem Hause zu entfernen, worin Ihr nur Gutes genossen habt, worin man sich beeiferte, Euch soviel Freude, als nur möglich war, zu bereiten, wo man so aufrichtig an Eurem Unglücke Theil nahm, und welches Ihr dessenungeachtet so boshaft und so falsch verleumdet habt."

„Sind denn alle Teufel losgelassen, um mich zur Verzweiflung zu bringen?" rief Eduard;

„womit habe ich mich gegen Dich vergangen? womit gegen Deinen Vater? gegen Euer Haus? Ich bitte Dich, Elisabeth, laß mich nicht in dieser peinlichen Ungewißheit, nenne mir mein Vergehen, und wenn ich in etwas gefehlt habe, dann laß mich zu Deinen Füßen Verzeihung erflehen!"

„Worin Ihr gefehlt habt?" versetzte Elisabeth, „darnach fragt Euer eigenes Gewissen, und wenn dieser innere, unparteiische Richter Euch wegen der Schmach freispricht, die Ihr meinem Vater zugefügt habt, dann beklage ich Euch, dann seid Ihr unglücklicher, als ich dachte; doch entfernt Euch! Ich habe mich länger mit Euch beschäftigt, als es der Anstand erlaubt, wenn denn Euch an meiner Verzeihung etwas gelegen ist, so sei sie Euch gewährt!"

„An Deiner Verzeihung? Himmel, was soll aus mir werden!" rief Eduard, und Thränen glänzten dabei in seinen Augen; „was soll aus mir werden! welch' feindliches Geschick verfolgt mich auf allen meinen Schritten! Kaum dem Dolche entronnen, den die Bosheit auf mich gezückt hatte, sehe ich mich von Dir gehaßt, Elisabeth, von Dir, die ich so innig liebe, ja, die ich anbete. Alles wird mir feindlich, die ganze Welt haßt mich, selbst Die, die mir so theuer, so unendlich theuer

war, wird meine Feindin! Alle Mächte scheinen sich vereinigt zu haben, mein Unglück zu vollenden; die Last des Lebens wird mir zu schwer; ich bin diese Welt müde. Lebe wohl, Elisabeth, lebe ewig wohl! Vergiß den armen Findling, und laß einen andern, würdigeren an seine Stelle treten. Du wirst mich nicht mehr wiedersehen; allein glaube mir, ich bin unschuldig; das Bewußtsein, nicht gegen Dich gefehlt zu haben, wird mich trösten, wenn der letzte Kampf ..... doch genug, Elisabeth; lebe wohl! Sage auch Deinem Vater mein Lebewohl, meinen Dank für Alles, was er an dem Findlinge gethan hat. Leb wohl, und wenn Du einst von meiner Unschuld überzeugt sein wirst, dann denke an mich, an Eduard, der Dich so unendlich liebte und der Dich stets lieben wird, bis sein letzter Hauch seine Seele zum Richterstuhle des Himmels emporführt. Leb wohl bis in Ewigkeit!" Bei diesen Worten umarmte er die fast bewußtlose Elisabeth, ergriff seinen Mantel und eilte nach der Thür.

Voll Angst und Verzweiflung umschlang Mathilde den jungen Mann. „Nein, geht nicht, ladet keinen Selbstmord auf Euer Gewissen, bleibt Eduard, und Du, Elisabeth, höre mich: er ist unschuldig ....."

Hier legt der Erzähler seine Feder nieder; sie ist zu schwach, den Auftritt zu schildern, welcher jetzt folgte, und die Gefühle, welche die Seele Elisabeths überwältigten. Die Liebe, die sie empfand, kämpfte mit ihrem Zartgefühl, und ich wage es nicht zu versuchen, diesen Kampf zu schildern. Es sei dem Leser genug, zu erfahren, daß wenige Augenblicke, nachdem dieser Auftritt stattgefunden, Elisabeth weinend an Eduards Halse hing.

So versöhnt drang Elisabeth darauf, daß Eduard erzählen sollte, welches die Ursache wäre, daß er in einem so furchtbaren Zustande sich vor ihr gezeigt habe. Er genügte diesem Verlangen und erzählte das im Busch erlebte Abenteuer, mit welchem die Leser im vorigen Kapitel bekannt gemacht worden sind.

„Und Du glaubst, daß Dubois der Fremde war?" fragte Elisabeth, nachdem er seine Erzählung geendigt hatte.

„Ich habe alle Ursache es zu glauben und ich will jetzt hingehn, um mich davon zu überzeugen; allein bevor ich gehe, sage mir, Elisabeth, ich bitte Dich darum, welches Vergehens hattest Du mich in Verdacht?"

Jetzt war die Reihe zu erzählen an ihr. Mit Befremden vernahm Eduard das Gewebe von

Bosheit und Lügen, und mit Abscheu die Schlechtigkeiten, deren man ihn beschuldigte. „Und wer erzählte Dir solche schändliche Lügen, Elisabeth?“ fragte er; „sage es mir, damit ich ihn zur Rechenschaft ziehen kann.“

„Ich habe es gethan?“ rief Mathilde.

„Ihr?“ fragte Eduard erstaunt.

„Ja ich,“ fuhr sie fort; „allein wenn Ihr wüßtet, welche Gründe mich zwangen, so zu handeln, gewiß, Ihr würdet mir verzeihen.“

„Ich verzeihe Euch,“ erwiederte Eduard; „aber sagt mir, was habe ich Euch zu Leide gethan, daß Ihr mich so verläumdet?“

„Nichts, nichts!“ antwortete Mathilde. „Um Euretwillen habe ich einen Eid gebrochen. Aber fragt mich jetzt nicht weiter. Vielleicht werdet Ihr mein Betragen billigen, wenn Ihr die Gründe dazu kennen werdet. Jetzt aber rathe ich Euch, bleibet hier, oder geht in Euere Wohnung, und sucht jetzt Dubois nicht auf. Was kann es Euch nützen, daß.....“

„Viel kann es mir nützen, sehr viel! Ich will ihn sehen, will ihn jetzt sehen, und da er nicht hier ist, so will ich ihn zu finden suchen. Ich will wissen, ob er der Mann im Busche war, ja oder nein!“ — Nach diesen Worten stand er auf, grüßte Elisabeth und verließ das Haus.

„Ei, was das für ein kurioser Mann ist,“ bemerkte Jansje, als er sich entfernt hatte; „gerade wie mein Dirksen zu seiner Zeit! Jetzt weiß er wieder nicht wohin vor Freude, daß Ihr, mein Püppchen, ihn für unschuldig haltet; allein Ihr seid etwas zu rasch damit gewesen, denn mein Vater seliger pflegte immer zu sagen: Man nennt keine Kuh bunt, oder sie hat einen Flecken.“ —

Neuntes Kapitel.

Kaum hatte Eduard Velsens Haus verlassen und war durch einige Straßen gegangen, als er die Schwierigkeit bedachte, Dubois jetzt aufzufinden; auch hatte sich seine Wuth etwas abgekühlt, theils durch das kalte Februarwetter, theils durch die soeben von Elisabeth erhaltene Versicherung, daß sie ihn noch immer gleichsehr liebe, großentheils aber auch durch sein gutes Herz, das zwar leicht in Eifer erbrannte, worin aber auch bald der Brand wieder erlosch. Schon hatte er den Entschluß gefaßt, sich wieder nach Hause zu begeben und seine Nachforschung auf eine gelegenere Zeit zu verschieben, als er Jemanden nahen hörte.

Ein Mann, sorgfältig in einen langen Mantel gehüllt, trat hastigen Schrittes auf Eduard zu. „Ihr hier, Westburg?" klang es unserm Helden in's Ohr, und bald stand der Unbekannte neben ihm.

„Herr von Stoutenburg, rief Eduard, den Mann erkennend.

„Ja, der bin ich," war die Antwort; „doch wundere ich mich nicht, daß Ihr mich nicht eher erkannt habt. Der Umgang mit uns ist gefährlich, vornehmlich für Solche, die sich um ein Amt bewerben, was auch Ihr thut, wie ich höre. Die Söhne des ermordeten Advokaten werden gemieden, und zwar mit Grund, nicht wahr? Die Kinder des Mannes, dessen Leben so unschuldig auf dem Schaffot endigte, tragen die Brandmarke von ihres Vaters schimpflichem Tode auf der Stirn."

„Nein, beim Himmel!" rief Eduard, „Stoutenburg, ich habe Euch nicht gemieden; ich bin erst zu kurze Zeit wieder im Lande, um zu wissen, was Ihr mir eben erzähltet; aber allerdings ist es wahr, daß ich mich um ein Amt bewerbe..."

„Welches Ihr aber nie bekommen werdet! Der Bluthund theilt dieselben ganz eigenmächtig an die seiner würdige Dienerschaft aus." *)

„Erbitterung gegen Mauriz läßt Euch so sprechen, Herr von Stoutenburg," fiel ihm Eduard in die Rede, „und wiewohl ich Euern Vater für unschuldig und seinen Tod für einen Greuel halte,

*) Daß Prinz Mauriz häufig seine Dienerschaft mit erledigten Aemtern begabte, wird von verschiedenen Geschichtschreibern gemeldet. S. Aitzema, I, p. 455.

welchem ich jährlich zweitausend Gulden bezog, ist konfiszirt, und meine Schwäger, Veenhuizen und van der Myle, sind von der Adelsliste gestrichen worden..."

Hier hinderte ihn seine innere Wuth fortzufahren, indeß Eduard fast unwillkürlich ausrief: „Sohn eines großen Mannes, Euer Loos ist beklagenswerth!"

„So hielt Mauriz sein Versprechen!" fuhr Stoutenburg fort. „Aller Mittel beraubt, gemieden, gehaßt, steht jetzt der Sohn des Mannes vor Euch, der mit seinen Kenntnissen und seiner Treue dem Vaterlande die herrlichsten Dienste leistete und dessen Geschicklichkeit selbst von fremden Mächten anerkannt wurde. Doch, ich werde mich rächen," setzte er leidenschaftlich hinzu. Weiter äußerte er sich nicht gegen unsern Helden; allein schon längst hatte er eine Verschwörung gegen Mauriz entworfen und seinen Bruder Reinier von Oldenbarneveld hinein verwickelt, welcher später, obwohl am wenigsten schuldig, am schwersten hat büßen müssen.

Er hoffte, wenn Mauriz gefallen, und Friedrich Heinrich, der sanfte Friedrich Heinrich, dessen Nachfolger geworden wäre, seinen Posten wieder zu bekommen, seine Familie wieder in ihre Ehre hergestellt zu sehen, und viele Miß-

vergnügte vereinigten sich mit ihm zu diesem heillosen und verzweifelten Plane.

Jetzt blieben Beide stehen. „Und wie urtheilt Ihr nun über Mauriz?“ fragte Stoutenburg; „habe ich Ursache, ihn zu hassen? — Doch, ich bin jetzt, wohin ich wollte; gute Nacht, Eduard; habt Dank für Eure Theilnahme!“ So sprechend, verließ er unsern Helden.

Ganz in Gedanken versunken, starrte Eduard Stoutenburg nach und sah, daß derselbe behutsam an einem kleinen Häuschen anklopfte und hörte ihn deutlich die Worte sprechen: „Hoffnung auf Rettung,“ worauf die Thüre geöffnet wurde und Stoutenburg eintrat.

Ueber das Auffallende in dieser Sache nachdenkend, setzte Eduard seinen Weg fort, ward aber bald in seinen Gedanken gestört durch die Annäherung eines Mannes, dessen Sporen beim Gehen gewaltig rasselten. Bei dem Lichte einer Laterne bemerkte er, daß der Mann, dessen Ankunft durch ein so gewaltiges Gerassel angekündigt wurde, Niemand anders war, als Herr Adelhorst, welchen der Leser bereits kennen gelernt hat. Seinen langen Säbel hielt er im Arm und sein Hut saß muthig auf einem Ohre, allein sein Gang, der sonst kriegerisch war, wenigstens sein sollte, war jetzt wan=

kend, und seine Stimme, die er sonst so barsch als möglich erklingen ließ, war jetzt sanfter; er trällerte ein Liedchen leise vor sich hin. —

Es fiel Eduard nicht schwer, zu bemerken, daß Adelhorst, wenn er auch nicht gerade ganz betrunken war, doch ziemlich tief in's Glas geguckt haben mußte. Bald wurde er auch von ihm bemerkt und wankend trat er auf Eduard zu:

„Herr Westburg, my dear friend!" rief er, Eduard festhaltend, „noch so spät auf der Straße, und das ganz allein, quite alone, nicht mit dem lieben Fräulein, mit der lovely Miss Maria am Arm? Ei, was muß ich von Euch denken? — Nun, Ihr werdet wohl große Augen machen, aber ich bin auch verliebt, brennend verliebt; Amor hat endlich über Mars gesiegt, und ich gedenke mich bald in den Ehestand zu begeben. So kann es nicht bleiben, nein, wie ich gesagt habe, heirathen will ich und muß ich! O, wie verliebt bin ich; mir wird ordentlich schwindlich vor Liebe." — Hier machte er so fremdartige Bewegungen mit seinem Körper, daß Eduard sich genöthigt sah, den kleinen Mars recht fest zu halten, damit er nicht in seinem verliebten Schwindel auf die Straße hinsank; auch erbot er sich gegen Adelhorst, ihn nach Hause

zu begleiten, da er merkte, daß derselbe sich in einem Zustande befand, der ihm nicht erlaubte, seinen Weg allein fortzusetzen.

„Mich nach Hause begleiten?“ stammelte der Bespitzte; „das ist gar nicht nöthig, warum wollt Ihr das? Ich habe hier keine Gefahr zu fürchten, und wäre selbst Gefahr, great danger, ich trotze Allem, Liebe macht Helden, ha, ha? Sollte ich, der ich der Schlacht bei Nieuwpoort beigewohnt habe, furchtsam sein? Nein,“ rief er, den Säbel ziehend, „let him come, laß ihn kommen, ich werde ihn an meinen Degen spießen!“ Und jetzt begann er mit seinem Säbel dermaßen um sich zu fegen, daß Eduard es mehr, als je, für rathsam hielt, ihn nicht allein gehen zu lassen.

„Ihr habt mich nicht recht verstanden,“ bemerkte Eduard; „ich wollte Euch nach Hause begleiten, blos um ein Glas Wein auf das Glück Eurer Liebe zu leeren.“

„You would that? Kommt, das ist brav, lend my your arm, denn indeed, woher es kommt, weiß ich nicht, aber Alles dreht sich mir vor den Augen rundum; das kommt sicher von der Liebe. Kommt, kommt, laßt uns jetzt gehen, da, haltet meinen Säbel fest, should he come, wenn er kommt, so stecht ihn todt.“

„Aber wen soll ich denn todt stechen? und wer wird denn kommen?" fragte Eduard.

„Wer? Wer anders, als der verfluchte Levingston, der mich aus England verjagt hat."

„Hat man Euch denn aus England verjagt?"

„Freilich ja, wie einen Hund hinausgejagt. Ich bekam Streit mit diesem Levingston, im Theater, und er forderte mich heraus. Nun I accept the battle, ich nahm die Herausforderung an, but I was much wiser, ehe noch die Zeit erschien, I had lest England und saß bereits bei meinen Freunden, by my friends, in Holland."

„Ihr habt uns aber doch erzählt, daß Ihr einen Hochländer getödtet hättet?"

„Was, Hochländer!" versetzte Adelhorst, „was schwatzt Ihr von einem Hochländer? so wie ich es sage, ist es geschehen!"

Das Sprichwort, daß Kinder und Berauschte die Wahrheit sagen, bestätigte sich also auch hier. „Aber," fuhr Adelhorst fort, „should hy come, dann stecht ihn nieder, gebt mir die Hand darauf."

Eduard gab ihm das Versprechen.

„Aber," fragte Eduard nach einer Pause, „dieser Levingston, oder wie der Mann sonst heißen mag, ist doch wohl nicht hier?"

„Not here," antwortete Adelhorst, „I have

seen hem myself, ja, ich habe ihn selbst gesehen, und zwar in Gesellschaft des Herrn Dubois."

„Ich bitte Euch, wie war er gekleidet?" fragte Eduard, welcher Interesse an der Erzählung zu finden begann.

„How le was dressed? Nun, er trug einen grauen Ueberrock und große Reitstiefeln. Dieser verfluchte Levingston! Wenn er jetzt zu kommen wagt, dann I zhall drink his blood; and his arms werde ich als ein echter Ritter an Miß..."

„Hier sind wir an Eurem Quartier," sagte Eduard, als sie dem Hause genaht waren, wo Adelhorst ein Zimmer gemiethet hatte, „jetzt sind wir zu Hause und ich wünsche Euch eine gute Nacht."

„No, no, no that, nicht gute Nacht auf der Straße wünschen," stammelte Adelhorst, indem er Eduard beim Arm faßte; „mit nach oben, kommt! So laß ich Euch nicht gehen...."

Eduard, welcher etwas Näheres von diesem Levingston zu erfahren hoffte, den er für den Fremdling hielt, welcher ihn im Busch vom Tode gerettet hatte, ging mit ihm auf sein Zimmer. Hier angelangt, ließ Adelhorst eine große Kanne Wein bringen und sagte: „Kommt, now you shall drink, nun müßt Ihr auf das Wohl meiner lie=

benswürdigen Schönen trinken, und Ihr kommt nicht weg, bevor die Kanne geleert ist."

„Aber wer ist denn Eure Geliebte?"

„Fragt Ihr noch? Wer sollte es anders sein, als Elisabeth Velsen, das hübsche Kind; sie ist die Meinige; auf ewig mein, und wer mir sie streitig macht, der muß mit Adelhorst's Klinge Bekanntschaft machen, der den Sieg bei Nieuwpoort erfochten hat und ...."

„Der von Levinston aus England verjagt worden ist," fiel ihm Eduard in die Rede, der sich wegen seines eben entdeckten Nebenbuhlers wenig Kummer machte und Adelhorst zu gut kannte, als daß er nicht hätte wissen sollen, daß dessen Liebe nicht länger, als sein Rausch dauern würde.

„Levingston!" sagte Adelhorst ganz erschrocken, als er diesen Namen hörte, „ja, der ist hier."

„Freilich, das weiß ich, denn so eben habt Ihr mir es gesagt."

„So, habe ich das gesagt!?" fuhr Adelhorst fort; „aber ich wünschte, daß er weit von hier weg sein möchte. Hier, Eduard, mein Freund, hier habt Ihr meinen Degen, geht dahin, wo er sich, wie Euch bekannt, aufhält."

„Wißt Ihr es?" fragte Eduard; „dann sagt es mir, ich will ihn schon von hier vertreiben..."

„No, nicht vertreiben; stecht ihn todt, sonst kommt er doch wieder zurück. Vorher aber muß unsere Kanne leer sein, denn es gehört Muth zu solchem Geschäft; kommt, trinket noch einmal!"

„Nein, sagt es mir nur. Auch ohne zu trinken werde ich ihn schon zu finden wissen."

Eduard sah sich aber nothgedrungen, die Kanne zu leeren, wenn er anders eine Auskunft über Dubois erlangen wollte, und er war begierig, den edelmüthigen Retter seines Lebens kennen zu lernen und ihm seinen aufrichtigen Dank zu bezeugen. Und mehr noch wurde er angefeuert durch den Gedanken, daß dieser ihm wahrscheinlich etwas Näheres über den Mann im Busche mittheilen könnte, aus dessen Händen er so glücklich gerettet worden war. Als die Kanne bis auf den Grund geleert war, sagte er: „Jetzt habe ich Muth; sagt mir nur, wo ich ihn finden kann."

„Wißt Ihr, wo Doktor van der Meer am Markte wohnt?"

Eduard gab eine bejahende Antwort.

„Nun, das Haus daneben, da habe ich sie Beide hineingehen sehen, but be pendent, stecht ihn nicht ganz todt, his ghost, sein Schatten, would visit me; sondern durchbohrt ihm nur den rechten Arm, daß er mich nicht mehr herausfordern...." Hier

wurde er so vom Wein überwältigt, daß er umzusinken drohte. Eduard schaffte ihn in's Bett, wo er bald unter dem Murmeln der Worte: Elisabeth, Lewingston, Wein — in einen tiefen Schlaf versank.

Kaum hatte Eduard das Haus verlassen, als er fühlte, daß auch er mehr Wein getrunken hatte, als er gewohnt war. Ohne betrunken zu sein, hatte der Wein, den ihm Adelhorst aufgedrungen hatte, ihn in die Stimmung versetzt, in welcher einem Alles leicht vorkommt und worin man die schwierigsten und wichtigsten Dinge als unbedeutend und geringfügig zu betrachten pflegt. Die Begierde, seinen edelmüthigen Retter, so wie das Verlangen, Dubois zu treffen, den er noch immer für den Unbekannten im Busch hielt, beflügelte seine Schritte, und schnell hatte er das von Adelhorst bezeichnete Haus erreicht, welches einem der über Mauriz Mißvergnügten gehörte und das nämliche war, in welches er Stoutenburg hatte eintreten sehen. Als er anklopfte, wurde ihm von innen zugerufen: „Was beseelt Euch?“ Schnell gefaßt und der Worte sich erinnernd, die er von Stoutenburg gehört hatte, antwortete er: „Hoffnung auf Rettung,“ worauf ihm von einem Manne von mittlerer Größe geöffnet wurde, dessen Kleidung

anzudeuten schien, daß er dem geistlichen Stande angehöre.

„Mein Sohn,“ sprach der Mann, ihn verwundert ansehend, „Ihr habt zwar das Wort, aber ich kenne Euch nicht, was sucht Ihr hier? Bruder im Herrn, wer seid Ihr?“

„Ich suche hier einen gewissen Louis Dubois und den Fremden, welcher mit ihm gekommen ist. Mein Name ist Eduard Westburg, obschon ich nicht weiß, ob beide Namen mir zukommen.“

„Ihr seid vorsichtig, wie die Schlangen,“ bemerkte ihm der Mann, indem er Eduard von Kopf bis zu den Füßen aufmerksam betrachtete; „allein nun seid auch ohne Falsch, wie die Tauben, und sagt mir, ob man Euch hieher bestellt hat.“

Eduard, neugierig zu erfahren, warum man in diesem Hause so geheimnißvoll wäre, antwortete ja.

„Wer hat Euch denn hierher bestellt?“ fragte der Mann weiter.

Auf diese Frage wußte Eduard Nichts zu antworten. Zu jeder anderen Zeit würde er wenig Lust verspürt haben, so lange in der Kälte an der Thüre zu stehen und mit einem Manne zu sprechen, der ihm nicht allein unbekannt, sondern dessen Gespräch auch, wie wir gesehen haben, sehr wenig Interessantes darbot. Bei jeder anderen Gelegen-

heit würde er nicht versucht haben, Dinge geheim zu halten, die man vor ihm verborgen halten wollte; aber jetzt, vom Wein erhitzt, brannte er vor Begierde, das Geheimniß zu untersuchen und zu Dubois vorzudringen, und jetzt kam ihm dies Abenteuer so sonderbar vor, daß er sich unmöglich beruhigen konnte, ohne vorher die Lösung gefunden zu haben. „Ihr legt mir viele Fragen vor," gab er zur Antwort; „allein ich halte es nicht für gerathen, sie zu beantworten, da ich Euch nicht kenne, und erst vor wenigen Augenblicken die Erfahrung gemacht habe, daß man Unbekannten nicht zu viel vertrauen darf."

„Gesprochen wie ein Mann von Erfahrung," lautete die Antwort, „gehandelt nach dem Spruche: Sei treuherzig und vertraue Niemand! Aber ich will schon machen, daß Ihr mir Vertrauen schenken sollt. Habt Ihr den Namen Henrikus Slatius nicht nennen hören? Ist Euch der Name dieses verstoßenen und verfolgten Eiferers für die gute Sache nicht zu Ohren gekommen? Sprecht, kennt Ihr den bedrückten Mann?"

„Nicht von Person, aber wohl vom Hörensagen," antwortete Eduard; „er ist, wie ich glaube, Prediger zu Bleiswyk gewesen."

Das Gesicht des Fremden heiterte sich auf. „Und

gesetzt nun," fragte er, „wenn dieser Mann, deß Name von Mund zu Mund geht, Euch einmal früge, wer Euch hierher bestellt habe, würdet Ihr ihm trauen?"

„Dann würde ich ihm wenigstens antworten," versetzte Eduard; „denn alsdann wüßte ich doch, an wen meine Worte gerichtet wären."

„Gut denn," erwiederte der Fremde, „ich bin dieser Mann; ich bin der ehrliche Henrikus Slatius, gewesener Prediger zu Bleiswyk, der Freund der Gläubigen, aber Geißel und Schreck für Die, so der Welt dienen, die vor Fürsten knieen und vor dem Schöpfer aller Dinge keine Ehrfurcht hegen; und nun, mein Sohn, sagt mir, ob van Dyk, oder sonst Jemand Euch entboten hat."

„Weder van Dyk, noch sonst Jemand; aber ich komme im Namen Wilhelms von Oldenbarneveld, Herrn von Stoutenburg, heiße Eduard Westburg, bin Advokat hierselbst und wünschte den Fremden zu sprechen, der sich hier befindet, und der in Gesellschaft mit Louis Dubois hierher gekommen ist."

„Ich werde Eurem Gesuche entsprechen und den neuen Bruder aus Herzogenbusch von Eurem Wunsche benachrichtigen. Tretet so lange herein und wartet hier auf meine Rückkunft. Es ist hier zwar etwas

dunkel, allein nur der Bösewicht banget in der Finsterniß. Seht, hier ist ein Stuhl, setzt Euch so lange; er ist zwar nicht ganz sauber, aber dem Reinen ist zwar Alles rein." Jetzt stieg er eine Treppe hinan und ließ Eduard im Dunkel allein.

Lange schon hatte er so hier gesessen und über das Sonderbare seiner Lage nachgedacht. Ueber sich hörte er laut sprechen; die Worte: „Er muß sterben!" die er auf sich selbst bezog, klangen ihm deutlich und wiederholt in das Ohr und erregten in ihm eine Unruhe, welche seine Lage verzeihlich machte. Daß mehrere Männer sich in diesem Hause befanden, bewiesen die vielen und verschiedenen Stimmen, die ihm furchtbar in die Ohren klangen, und die Worte: „Er muß sterben!" ließen ihm keinen Zweifel übrig, daß man seinen Tod beschließe. Seine Angst rief ihm zu: Fliehe! und ungeachtet sein angeborener und jetzt durch den Wein zur Vermessenheit gesteigerter Muth ihn anfänglich diese Stimme verachten ließ, bestürmte die Angst sein Herz dermaßen, daß er endlich dem Drange der Selbsterhaltung nachzugeben beschloß, und seine Angst stieg auf's Höchste, als er, nachdem er lange im Dunkel umhergetastet hatte, endlich die Thür erreichte und dieselbe verschlossen fand. Vergeblich waren seine Versuche, die schweren Riegel und Schlösser zu öffnen; auf's

Neue hörte er über sich Gläser klingen und dabei die Worte: „Sein Tod!“

Seiner selbst nicht mehr Meister, verließ Eduard die Thüre und tastete mechanisch im Dunkel umher; endlich strauchelte er über einen Gegenstand, der in der Ecke des Vorhauses am Boden lag, und fiel dadurch gegen die Treppe, welche Slatius hinauf gestiegen war. Der Gegenstand, über welchen er gefallen war, ließ ein dumpfes Gebrumm vernehmen. Dadurch noch mehr erschreckt, flog er die Treppe hinan und kam in einen dunklen Gang, wo er die Stimmen noch deutlicher hörte. Begierig zu vernehmen, was hier gesprochen wurde und in was für eine Versammlung er gerathen war, wollte er näher an die Thüre des Zimmers treten, aus welcher ihm die Stimmen entgegen klangen und durch deren Ritzen das Licht schien, als er Etwas die Treppe heraufsteigen hörte. Dann hörte er einen dumpfen Schlag, ein Paar schreckliche Flüche, und in demselben Augenblicke wurde er so an den Beinen gezogen, daß er gegen die Thüre des Zimmers fiel. Diese flog auf, und Eduard wurde in demselben Augenblicke von einem Manne, den er bei dem raschen Uebergange von dem Dunkel zum Lichte nicht erkannte, angegriffen und ihm ein Pistol auf die Brust gesetzt. Mit den Worten: „Stirb, verfluchter Spion!“ drückte jener

los, allein das Pulver brannte von der Pfanne und Eduard blieb unbeschädigt. Jetzt schlug er die Augen auf und sah seinen Angreifer, — es war Dubois. — Schnell warf dieser sein Pistol weg und faßte seinen Dolch, und gewißlich wäre es um ihn geschehen gewesen, wenn nicht wieder der Mann im grauen Rocke zwischen Beide getreten wäre und Dubois den Dolch entrissen hätte.

„Wie?“ rief dieser, „Ihr haltet mich ab, ihn zu tödten? Er hat Alles gehört, und morgen wird er....“

„Seid ruhig, Freund!“ rief eine andere Stimme, „ich kenne diesen Mann und stehe für ihn ein; er wird uns nicht verrathen.“

Der Mann, welcher diese Worte sprach, war Wilhelm von Oldenbarneveld, der neben seinem Bruder Reinier an einem langen Tische saß, auf dem einige Papiere umherlagen und worauf zwei Kannen mit Wein und mehrere Gläser standen. — Verschiedene andere Männer saßen um den Tisch herum, von denen Eduard keinen kannte.

„Nun,“ rief Dubois endlich, zu Wilhelm von Stoutenburg sich wendend: „Wenn Ihr ihm traut, so traue ich ihm darum nicht. Nicht blos Euer Kopf ist in Gefahr, wenn er uns verräth, sondern auch der meinige und der von vielen Andern, die

ihr Leben nicht gerne in die Hand eines Unbekannten geben werden, und dem ich, gäbe er auch sein Ehrenwort, doch nicht trauen würde, denn auf das Wort eines Spions dieses Gelichters verlasse ich mich nicht."

„Spion?" entgegnete Eduard bitter, „bin ich ein Spion? Hab' ich mich nicht bereits an der Thüre angemeldet? Der Grund, weshalb ich hier bin, ist keineswegs, mich in Geheimnisse einzudrängen, die hier etwa mögen verhandelt werden, sondern vielmehr Euch, feigherziger Mörder, zur Rechenschaft zu ziehen über eine Sache, die mich und Euch allein angeht."

„Ich habe keine Geheimnisse vor dieser Gesellschaft. Wenn Ihr Etwas zu sagen habt, so sprecht; macht es aber kurz, denn meine Zeit erlaubt es nicht, weitläufig zu sein."

„Was habt ihr für Gründe gehabt, Louis Dubois, mich feige und hinterlistig ermorden zu wollen? Erklärt mir dies in Gegenwart dieser Gesellschaft. Daß Ihr es gewesen seid, leidet bei mir keinen Zweifel, und wenn Ihr es leugnet: dann sprecht Ihr, mein edelmüthiger Retter, den ich hier wiederfinde, und sagt mir, ich bitte darum, wer das Ungeheuer war, aus dessen Klauen Ihr mich befreit habt."

Mit einem Blicke der Verachtung wandte sich

Dubois von Eduard ab, und zu Wilhelm von Oldenbarneveld sich wendend, fragte er: „Herr von Stoutenburg, könnt Ihr gestatten, daß unsere Versammlung durch diesen wahnsinnigen Menschen gestört wird, und daß unsere wichtigen Verhandlungen über den Dingen leiden sollen, welche derselbe vorbringt?“

„Eduard Westburg,“ sprach darauf Herr von Groeneveld, „unsere Zeit ist kostbar; verschont uns also mit Dingen, die, wie es mir scheint, sich blos auf Dubois und Euch beziehen. Verlasset lieber so schnell als möglich dieses Haus und danket dem Himmel, daß Euer Aufenthalt hier nicht länger gewährt hat.“

„Euer Rath soll von mir nicht in den Wind geschlagen werden,“ versetzte Eduard, „und ich bin überzeugt, daß er gut gemeint ist; aber Euch,“ fuhr er zu Dubois gewandt fort, „Euch werde ich näher zu finden wissen.“ — Er wollte sich entfernen, aber Dubois widersetzte sich. „Nicht von der Stelle, Freund!“ grinste er, „nicht von der Stelle! Ich wenigstens lasse Euch so nicht abziehen.“

„Wie?“ rief Eduard, „Ihr weigert Euch, mich gehen zu lassen, wenn ich es will?“ und die Hand an den Degen legend, fuhr er fort: „Beharret Ihr bei Euerer Weigerung?“

„Allerdings," antwortete Dubois ruhig, „und Ihr, meine Herren, wollt doch nicht so thöricht sein, ihn abziehen zu lassen? Ich wenigstens willige nicht darein; habe ich nicht dieselbe Gefahr zu befürchten, als Ihr, wenn er uns verräth?"

„Schweigt, Dubois! fiel Groeneveld ihm in die Rede; „wenn Eduard Westburg einen Eid schwört, Nichts von Dem zu eröffnen, was er hier gesehen und gehört hat, dann....."

„Wenn Ihr ihn auch wollt weggehen lassen, so thue ich es doch nicht....."

„Ihr wollt doch nicht seinen Tod?" fragte Wilhelm von Stoutenburg. „Denket ja nicht, daß ich je dazu meine Zustimmung gebe. Gebt uns ein anderes Mittel an, welches besser ist. Ich würde mich ihm unbedenklich vertrauen, und mein Bruder gewiß auch; aber diese Herren," fuhr er fort, indem er auf die drei übrigen Personen wies, die ohne ein Wort zu sprechen diesem Auftritte zusahen, „aber diese Herren, welche so gut als Ihr, Herr Dubois, und als mein Bruder und ich Vermögen und Leben auf's Spiel setzen, haben auch das Recht, hierin gehört zu werden. Lasset uns Euere Ansicht hören, hochwürdiger Herr," schloß er, indem er sich an den Mann wandte, welcher Eduard in das Haus eingelassen hatte.

„Wenn er durch einen Eid bekräftigen kann," sagte Slatius, „daß er Nichts gehört hat, und auch schwören will, Nichts zu sagen von Dem, was seine Augen hier gesehen und seine Ohren gehört haben, dann willige ich ein, daß er sich entferne."

Alle stimmten ihm bei; Dubois aber schwieg und beschäftigte sich damit, Etwas zu schreiben. Das Auge des Mannes im grauen Rocke ruhte mit Wohlgefallen auf Eduard. Dieser, seinerseits, ging auf ihn zu und wollte ihm für die Rettung im Busch seinen Dank bezeugen. „Davon ein ander Mal," sprach der Fremde; „jetzt legt Euern Eid ab und haltet ihn gewissenhaft, denn Gott selbst straft den Meineidigen."

Muthig trat Eduard vor und sprach: „Nichts von Dem, was ich hier gehört und gesehen habe, soll über meine Lippen kommen. Ich habe Nichts gehört, als die Worte: ‚Er muß sterben!' und habe Gläser klingen hören unter den Worten: ‚Seinen Tod!' Auf wen dies jedoch Bezug hat, weiß ich nicht." Er erhob die rechte Hand und legte den Eid ab.

„Wir vertrauen Euch," sagte Reinier von Oldenbarneveld; „geht jetzt hin; und Ihr, Dubois, seid Ihr jetzt zufrieden?"

Dubois, welcher, während dies vorfiel, in ei-

nem fort geschrieben hatte, stand nun auch auf, ging auf Eduard zu, faßte seine Rechte und sprach: „Ihr verkennt mich, Herr Westburg, wenn Ihr glaubt, daß ich Euch kein Vertrauen schenke, und ich will Euch vom Gegentheil überzeugen.“ Dann deutete er mit der Hand nach den beiden Herren von Oldenbarneveld: „Diese beiden Herren sind Euch schon bekannt, und ich werde Euch näher mit der übrigen Gesellschaft bekannt machen. Dies ist Herr Adrian van der Dussen und er ist mit dem Herrn von Oldenbarneveld bekannt; dies ist Herr Henrikus Slatius, ehemaliger Prediger zu Bleiswyk; der Mann im grauen Kleide, der dort sitzt und Euch eben von meinem Dolche rettete, ist Herr Kroonenburg aus Herzogenbusch; der dort am Ende des Tisches sitzt, ist David Kooренwinder, ehemaliger Sekretair von Berkel, und neben ihm sitzt Adrian Adriantzon van Dyk, Sekretair von Bleiswyk. — Und nun, mein Freund, habe ich Euch bewiesen, daß ich kein Mißtrauen gegen Euch hege, und nun mögt Ihr abziehen; aber wartet noch einen Augenblick und hört: Alle, die Ihr hier seht, haben sich verbunden, dem Prinzen Mauriz von Oranien das Leben zu nehmen, wenn er zu Ryswyk in oder aus seinem Wagen steigen wird. — Und nun, meine Herren,“

rief er mit einem satanischen Lächeln, indem er sich an die Versammlung wandte, „beschuldigt mich nicht mehr, daß ich kein Vertrauen in diesen jungen Mann setzen wolle, vielmehr gesteht, daß mein Vertrauen auf ihn das eurige bei weitem übersteigt!"

„Verräther!" riefen fast alle Stimmen.

„Nicht so!" sprach Dubois, indeß jeder Zug seines Gesichtes Falschheit verrieth. „Ich verrathe Niemanden! Ich folge blos dem Beispiele, welches die Herren von Oldenbarneveld gegeben haben. Diese setzen Vertrauen in ihn; warum sollte ich es denn nicht thun? Nun, meine Herren, die Sache hat schon allzulange gedauert, laßt ihn jetzt abziehen; unsere Zeit ist zu kostbar, um uns noch länger mit ihm aufzuhalten."

„Nimmermehr!" rief van Dyk, „nimmermehr gebe ich zu, daß er sich entferne, nun ihr ihm Alles offenbart habt."

„Alles?" fuhr Dubois fort, „was thut das zur Sache? Er hat ja geschworen, und Ihr, meine Herren, setzt ja ein so unbeschränktes Vertrauen in seinen Eid. Auch weiß er noch lange nicht Alles; er weiß zum Beispiel noch nicht, daß Ihr, van Dyk, die Waffen besorgt habt, und daß diese in einem ....."

„Schweigt doch," rief Slatius, „Ihr macht ihn ja mit unserm ganzen Anschlag bekannt!"

„Den ganzen Anschlag?" sprach Dubois in demselben Tone weiter; „den mache ich ihm wahrlich nicht bekannt; denn sonst müßte ich ihm noch sagen, Slatius, daß Ihr es seid, der die durch van Dyk besorgten Waffen im Hinterhause versteckt hält." —

Sprachlos vor Erstaunen sahen Alle ihn an, allein als ob Nichts vorgefallen wäre, setzte sich Dubois auf seinen Platz, nahm ein Papier, welches vor ihm auf dem Tische lag, und begann, als wäre Eduard nicht anwesend, ruhig mit lauter Stimme zu lesen: „Die Namen der drei Bootsleute, welche bei Ermordung des Prinzen auf der Wache stehen sollen, werde ich van Dyk mir mitzutheilen ersuchen; die der vier Matrosen sind mir bereits bekannt, Jereon Ewouts....."

„Dubois, haltet ein!" rief von Stoutenburg, „hier sind zwei Ohren zu viel, um Alles zu hören."

„Ich dachte, er hätte sich schon entfernt," versetzte Dubois und fuhr fort: „Jan Engelen, Peter Janszoon Broek."

„So schweigt doch!" riefen ihm Alle zu, „oder wollt Ihr uns Alle verrathen?"

„Denket das nicht," erwiederte Dubois, „ich

würde mich ja selbst mitverrathen; und der Letzte heißt Jan Faassen. Die Summe, welche Jan Ewouts....“

„Schweigt!“ fiel ihm van Dyk in die Rede, „schweigt! Und jetzt trage ich darauf an, daß ein Beschluß gefaßt werde, wie es mit dem da“ — auf Eduard zeigend — „werden soll; denn zu seiner Entlassung gebe ich meine Zustimmung nun und nimmer!“

„Auch ich nicht!“ stimmte van der Dussen bei.

„Aber ich wohl!“ versetzte Kroonenburg; „für seine Treue stehe ich ein.“

„Ein schöner Bürge!“ entgegnete Dubois, „von dessen Zuverlässigkeit man selbst nicht einmal überzeugt ist. Ja, Ihr wollt sagen, daß Ihr Euere Gelder zu dieser Unternehmung zum Opfer gebracht habt; nun, das haben ich und alle Andere auch gethan; ich habe also dieselbe Stimme in dieser Sache, wie Ihr, und ich erkläre, daß ich Euere Bürgschaft nicht annehme.“

„Eduard, Eduard, flucht Euerer Ankunft in diesem Hause!“ rief von Groeneveld aus, „verflucht sei das Geschick, das Euch hierher führte! — Wer von Euch weiß ein Mittel, uns aus dieser Lage zu retten?“

„Das Mittel kann ich angeben,“ versetzte Du-

bois; „urtheilt selbst, ob es gut ist. Es besteht darin, daß Eduard Westburg sich mit uns verbindet.“

„Nimmer, nimmer!“ rief Eduard. „Nie werde ich mich in eine Verbindung einlassen, welche den Zweck hat, meinem gesetzlichen Fürsten das Leben zu rauben; nie werde ich mich mit Männern verbinden, deren Streben ein ungesetzliches ist, und auf welche ein Mensch wie Dubois einen so großen Einfluß zu haben scheint.“

Durch diese Aeußerung fand sich Wilhelm von Oldenbarneveld, das Haupt dieser Verschwörung, beleidigt. „Junger Mann,“ sprach er, „verurtheilt uns nicht, bevor Ihr wißt, welche Gründe uns gezwungen haben, uns gegen das Leben eines Tyrannen zu verschwören.“ — Hierauf gab er Eduard eine ausführliche und bündige Erzählung aller der Ungerechtigkeiten, die Mauriz an ihm und seiner Familie begangen hatte; schilderte ihm mit lebendigen Farben den unschuldigen und grausamen Tod seines Vaters; wie derselbe sein ehrwürdiges, durch die Jahre und Sorge für sein Vaterland ergreistes Haupt auf einem Mordschaffot durch Henkershand verloren hatte, und den Prinzen Mauriz von Oranien nannte er als die einzige Ursache und den alleinigen Urheber von dem Allen;

sagte wie dieser, die Hölle im Gesicht, der Hinrichtung seines Vaters selbst zugesehen, und endigte damit, daß er Eduard ein glänzendes Gemälde des Glückes vorhielt, welches das Vaterland zu erwarten hätte, wenn der übermüthige und grausame Mauriz nicht mehr lebe und der gutherzige Friedrich Heinrich an seine Stelle getreten sein würde.

Die Macht der Gründe, die Beredtsamkeit und der Eifer, womit dies Alles von Oldenbarnevelds jüngstem Sohne vorgetragen wurde, gewannen das Herz Eduards ganz und gar; der Fürstenmord schien ihm minder schändlich und unmoralisch, und die Nothwendigkeit schien ihm eine solche That zu rechtfertigen. Wilhelm von Stoutenburg hatte ihm den Prinzen als einen Auswurf der Menschheit, als den grausamsten, herrschsüchtigsten Tyrannen geschildert, und die Achtung, welche Eduard gegen den unglücklichen Johann von Oldenbarneveld hegte, war ebenfalls ein Grund, der ihn diesem Bunde beizutreten bewog.

Hätte er Zeit gehabt, nachzudenken, und wären seine Gefühle nicht so aufgeregt gewesen, gewiß würde dann sein Herz eine solche Gewaltthat verabscheut und er lieber den Tod erlitten, als sich mit Männern, die Nichts mehr zu verlieren hatten, zu einer so verzweifelten That verbunden haben. Jetzt

aber, vom Wein erhitzt, durch Stoutenburgs Rede hingerissen, war er so gegen Mauriz eingenommen und der Sache der Verschworenen in dem Maße zugethan, daß er, als Stoutenburg seine Rede geendigt hatte und ihn fragte: „Nun, Eduard Westburg, was ist Euer Entschluß?“ in hoher Begeisterung ausrief: „Euere Sache ist die meinige, nehmt mich in Euere Mitte auf, ich gehöre Euch ganz an!“

„Unglücklicher, tretet zurück!“ rief Oldenbarnevelds ältester Sohn, von Groeneveld, der wider seinen Willen von seinem Bruder in diese Verschwörung verwickelt worden war. „Tretet zurück, Ihr habt keinen Vater zu rächen!“ Auch Kroonenburg, Eduards Retter, ließ tief schluchzend das Wort hören: „Unglücklicher!“

Dubois stand auf. „Hier, Herr Westburg, unterzeichnet diese Schrift,“ sagte er, „und wir betrachten Euch als unsern Bruder und Freund. Durch diese Unterschrift schließt Ihr Euch enger an uns an und weihet Euch und euer Vermögen unserer guten Sache.“ — Eduard ergriff die Feder. „Bedenkt, was Ihr thut!“ rief ihm Kroonenburg zu; allein es war umsonst; sein Schutzengel hatte ihn verlassen, und wenige Augenblicke später stand sein Name unter der verhängnißvollen Schrift.

Jetzt hatte Dubois seinen Zweck erreicht und das Laster hatte über die Tugend gesiegt. Die Hölle im Herzen und die Hölle im Gesicht — denn sein sonst so blasses Gesicht glühte jetzt vor teuflischer Freude, — reichte er Eduard die Hand und wünschte ihm Glück zu seinem Beitritte.

„O, Ihr Auserkorener!" rief Slatius mit feierlichem Tone, „gesegnet sei Euer Eintritt in dieses Haus! Nehmt dieses Buch an," fuhr er fort, indem er Eduard ein Büchlein überreichte, „leset es mehr als einmal! Ich habe es geschrieben, es ist das Werk meiner Hände und trägt den Titel: Hellleuchtende Fackel. Ja, und es ist eine Fackel, die einst unser Land und das auserkorene Volk erleuchten wird. Ihr werdet daraus ersehen, wie Mauriz die Meuterei der Utrechter im Jahre 1610 unterstützt hat; Ihr werdet ....."

Ein furchtbarer Lärm ließ sich an der Thüre des Zimmers hören. Erschrocken fuhren alle auf und griffen zu den Waffen; Dubois verbarg die vor ihm liegenden Papiere. Die Thür öffnete sich und ein Mann, dessen Kleider über und über beschmutzt und zerrissen waren, trat ein. Ruhig setzten sich alle wiederum nieder. Eduard fragte den neben ihm sitzenden Slatius, was das für ein Mann wäre.

„Auch ein auserkorener Bruder," lautete die Antwort; „Wilhelm Parthy ist sein Name."

„Aber er schwankt ja, was fehlt ihm?"

„Ach, mein Sohn," antwortete Slatius, „er hat sich wie gewöhnlich wieder zu sehr der Frucht des Weinstockes hingegeben. Schon als er kam, war dies der Fall, und wir haben ihn im Vorhause schlafen gelegt. Jetzt scheint er sich wieder erholt zu haben und im Stande zu sein, bei uns Platz zu nehmen."

Jetzt war Eduard über sein Abenteuer im Dunkeln aufgeklärt; jetzt wußte er, daß Parthy es gewesen, über den er strauchelte und der ihm die Treppe hinauf nachgekrochen war; er hatte aber wenig Zeit, weiter darüber nachzudenken, da seine Aufmerksamkeit durch einen andern Punkt in Anspruch genommen wurde. Dubois nämlich, der bei dem Entstehen des Lärms die Papiere schnell versteckt hatte, erklärte jetzt, als er sie wieder hervorsuchte, das eins fehle, und zwar dasjenige wodurch Eduard dem Bunde beigetreten war. Alles angewandte Suchen war vergeblich, die Schrift war nirgends zu finden. Endlich gab man das weitere Suchen auf, und Wilhelm Parthy, den man jetzt von dem Vorgefallenen unterrichtete, schenkte die Gläser voll und leerte das seinige dreimal, zu-

erst auf einen glücklichen Ausgang der Unternehmung, dann auf den Tod des Prinzen Mauriz, und endlich auf das Wohl des neuen Bundesgenossen. Alle stimmten in diese Toaste mit ein, allein bei dem letzten warfen Kroonenburg und von Groeneveld einen mitleidigen Blick auf Eduard.

Zehntes Kapitel.

Das Zimmer, in welches wir jetzt mit dem Leser eintreten, trug alle Spuren des Wohlstandes seiner Bewohner. Die hohen Fenster waren mit zierlichen grünen Gardinen behangen, die Wände mit werthvollen Gemälden geschmückt und, was damals noch für kostbarer geachtet wurde, mit venetianischen Spiegeln aufgeputzt.

Ein großes Feuer brannte in einem Kamin von außerordentlichem Umfange, auf dessen Mantel in weißem Marmor das Wappen der Herren von Sommenstein prangte.

Schwere Stühle von Eichenholz mit hohen, zierlich geschnitzten Lehnen, dienten zum Sitze. Einer davon stand jetzt vor dem Feuer, und auf seinem sammtnen Kissen lag ein schön gearbeiteter Harnisch neben einem schwarzen Filzhute, über dessen breiten Rand eine kostbare weiße Feder herabwallte.

Ein zweiter Stuhl war von dem Obersten von Sommenstein eingenommen, — der Leser wird

bereits gemerkt haben, daß wir ihn in dessen Wohnung eingeführt haben, — welcher ein großes Schachbrett vor sich hatte und die Figuren bald aufsetzte, bald wieder wegnahm.

Ihm gegenüber saß seine Schwester, Frau von Duinen, und neben ihr ihre Tochter Maria, Beide mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt. Die ganze Szene wurde durch sechs Wachskerzen erleuchtet, die auf einem kupfernen Kronleuchter brannten, der an einem zierlichen Bande über der Tafel hing. Eine große Uhr, die neben dem Kamine hing, schlug zehn Schläge, und die Stille, welche bis jetzt geherrscht hatte, schien auf einmal unterbrochen zu werden.

„Schon zehn Uhr!" sprach von Sommenstein, das Schachspiel ärgerlich zurückstoßend, „schon so spät! Da, Maria, bring' das Spiel nur wieder weg; es scheint dem Herrn zu langweilig zu sein, die Abende mit mir hinzubringen!"

„Aber Ohm," versetzte Maria, „sieh, nun geht's, wie ich schon längst prophezeit habe. Als Eduard in unser Haus einzog, ging Alles so hübsch, daß ich gar bald dachte, so könne es nicht bleiben. Ihr werdet wohl verlangen, daß er Abend vor Abend bei Euch säße und eine armselige Partie Schach mit Euch spielte?!"

„Ein armseliges Schach! Mädchen, Mädchen!

weißt Du auch, was Du da sagst?“ rief von Sommenstein; „wagst Du es, das Schachspiel, worauf Se. durchlauchtige Hoheit selbst so viel hält, wagst Du es, dasselbe ein armseliges Spiel zu nennen?“

„Für mich wenigstens ist es ein solches,“ erwiederte Maria, „und ich glaube auch, daß Eduard sich lieber mit etwas Anderem beschäftigte, als stundenlang auf dieses Brett zu starren. Ist's denn nicht, wenn Ihr Beide am Spiele sitzt, als ob hier eine Leiche wäre? Niemand darf ein Wort sprechen. Bei dem geringsten Worte, welches aus meinem Munde kommt, heißt es dann: Still, störe mich nicht in meinem Spiel! — und wenn Eduard einmal nur eben vom Brette auffieht, um mir auf Ein oder Anderes Antwort zu geben, dann ist es, als ob das Wohl des Landes vom Spiel abhinge: Paßt auf euer Spiel! Knurrt Ihr dann: Habt Acht auf euere Königin! und was dergleichen Redensarten mehr sind!“

„Nun, ja!“ fiel ihr von Sommenstein in die Rede: „das weiß ich Alles recht gut; aber das thut nichts zur Sache. Ich begreife nur nicht, wie er heute so lange ausbleibt; schon um sechs Uhr ist er ausgegangen, und jetzt ist es bereits zehn Uhr, und er ist noch nicht zu Hause!“

„Auch ich bin das nicht von ihm gewohnt,“ sprach Frau von Duinen; „wir wollen uns aber nicht eher zur Ruhe begeben, als bis er zurück ist.“

„Macht Euch doch keine Unruhe,“ bemerkte Maria; „wahrscheinlich ist er bei Elisabeth und achtet nicht so genau auf die Zeit.“

Hierauf folgte wieder eine lange Pause. Maria begab sich, um Eins oder das Andere zu verrichten, aus dem Zimmer. Der Oberst war nun mit seiner Schwester allein; gedankenlos bewegte er den Deckel einer silbernen, geschmackvoll gearbeiteten Weinkanne, welche vor ihm stand; Beide sprachen kein Wort. — Endlich wurde das Stillschweigen von Frau von Duinen unterbrochen.

„Lieber Fritz,“ sagte sie zu von Sommenstein, „denkst Du auch daran, was wir heute für einen Tag haben? Es ist sein Geburtstag.“

„Du solltest lieber nicht daran denken,“ versetzte der Oberste finster; „er ist nicht mehr; Gott sei seiner Seele gnädig!“

„Das wünsche und darum bete ich,“ sprach seine Schwester; „was er auch an mir gefehlt haben mag, ich vergebe ihm Alles, möge Gott ihm so vergeben. O, daß auch mein Sohn, mein unglückliches Kind, die Strafe seines Vaters theilen mußte! Auch Du, Fritz, liebtest dieses Kind so herzlich;

sein unschuldiges Engelsgesichtchen, sein offener Blick nahm Jeden, der es sah, für sich ein, und dieser Engel der Unschuld mußte das Loos seines Vaters theilen! Gesund, munter und in blühender Schönheit verließ er uns, und wie haben wir ihn wiedergefunden! — als eine Leiche, das Gesicht unkenntlich, durch die Wogen auf den kalten Sand geworfen, lag er auf diesem feuchten Lager und neben ihm der ebenso entstellte Leichnam seines Vaters; und der heutige Tag, der Geburtstag meines treulosen Gemahles, ruft mir wieder Alles mit den lebhaftesten Farben vor den Geist. O Himmel, wieviel habe ich bereits gelitten, und was werde ich noch leiden müssen, ehe dieses müde Haupt zur ewigen Ruhe sich hinlegt."

Jetzt trat Maria wieder in die Stube, allein die Mutter ersuchte sie, sich wieder zu entfernen, weil sie Sachen von Wichtigkeit mit ihrem Oheim zu berathen habe. „Legt ein gutes Wörtchen für Johann ein, lieber Ohm," flüsterte sie dem Obersten in's Ohr, ehe sie das Zimmer verließ.

„Aber, liebe Schwester," nahm von Sommenstein das Wort, als sie wieder allein waren, „es sind jetzt fast schon einundzwanzig Jahre, seit er dich verließ; du solltest doch gar nicht mehr an ihn denken, denn die peinliche Erinnerung ist ja doch

nur nutzlos. Und außerdem, was hast Du an ihm verloren? Dein Vermögen würde bald durchgebracht gewesen sein, und als Du ihn einmal nach der Ursache seiner unbegreiflichen Verschwendung fragtest, wozu Du wahrhaftig ein Recht hattest, mißhandelte er Dich und desertirte, ich meine, er verließ Dich. — Die Papiere, die Du bei seiner Entfernung fandest, waren just auch keine Lobschriften auf sein Betragen, da auf's Klarste daraus hervorging, daß er schon lange vor seiner Verheirathung mit Dir, in sehr vertrauten Verhältnissen mit der Tochter eines spanischen Kapitano gestanden und ein Kind von ihr hatte; und daß er Dich blos Deines Vermögens wegen geheirathet, kann, dünkt mich, ein Kind begreifen, der Schelm, der ....."

„Halt ein, Fritz," rief Frau von Duinen, ihm in die Rede fallend, „sprich nichts Böses von einem Todten, und bedenke, daß er einmal mein Gemahl war. Täglich bete ich zu Gott, daß er ihm seine Schuld vergeben möge; sei Du also auch nicht strenger und vergib ihm, wie ich ihm vergebe."

„Ihm vergeben, — das thue ich von Grund meines Herzens," sagte von Sommenstein gutherzig, „und habe es schon lange gethan; allein ich wünschte, daß Du Deine Betrübniß, die Dich noch

in die Erde bringen wird, mäßigtest. Was hilft Dir alles Seufzen und Klagen? Nichts, Maria. Komm, sei mir wieder, wie sonst, eine heitere Schwester; komm, laß uns von andern Dingen sprechen. Du weißt, Deine Tochter Maria liebt.."

„Leider ja!" war die Antwort.

„Leider ja?" wiederholte ihr Bruder: „Was soll das heißen? Warum bedienst Du Dich dieses Ausdruckes? Ist es denn etwas Trauriges, wenn man eine Tochter hat, welche liebt und geliebt wird?—Sieh, ich habe keine Frau und noch viel weniger eine Tochter; aber wenn ich eine hätte und wenn ich merkte, daß sie einen wackern Jüngling lieb hätte, ich würde gewiß nicht dagegen sein, wenn sie mir mit einem Heirathsprojekte käme; aber Du, liebe Schwester, machst allerlei Schwierigkeiten. Sage mir doch einmal aufrichtig, was für Gründe Dich dazu bewegen."

„Bedenke," war die Antwort seiner Schwester, „bedenke doch, wieviel Leiden die Ehe mir gebracht und wieviel Schmerz sie zur Folge hatte. Nein, Fritz, vor solchem Elende, vor solchem Unglücke will ich meine Maria bewahren; sie mag unverheirathet bleiben, und gewiß wird sie, wenn sie älter geworden ist, wenn ich nicht mehr sein werde,

mir danken, daß ich sie vor den Leiden des ehelichen Lebens bewahrt habe."

„Nun, nun, ruhig!" rief der Oberste, „warte nur, nicht mit allen Ehen geht es so, und Johann Velsen scheint mir gerade ein Mann zu sein, der für Maria paßt. Nicht jedes Mädchen bekommt einen Mann, wie Du, Maria, und Gott sei Dank, nicht jede Ehe gleicht der deinigen. Da hast Du zum Beispiel Toon Willemsen, wie befindet der sich nicht wohl in der Ehe! Noch gestern sprach ich den ehemaligen Trompeter Daniel Jansen, der sagte mir dasselbe; der Lieutenant Wilhelm Manhorst....."

„Ja freilich," fiel ihm Frau von Duinen in die Rede, wohl wissend, daß der Oberst, wenn er an seine Soldaten kam, kein Ende zu finden wußte, „ich will gerade nicht sagen, daß alle Ehen unglücklich sind, aber mich dünkt, wir müssen uns nicht übereilen, Maria gerade an diesen Johann van Velsen zu verheirathen."

„Und warum denn nicht an ihn?" fragte der Oberst.

„Nun, Fritz," war die Antwort, „Du weißt doch, daß dieser Johann Velsen bürgerlicher Abkunft ist. Sein Vater hat sich allerdings durch den Handel ein ansehnliches Vermögen erworben;

aber, aber ..... können wir uns mit ihnen in eine Verbindung einlassen, wir, die wir von altem Adel sind? Nein, Fritz, ich verlasse mich so sehr auf Dein Ehrgefühl, daß ich gar nicht zweifele, auch Du werdest es nicht gerne sehen, daß Maria von Duinen von Sommenstein sich mit dem Sohne des Kaufmanns Velsen vermählt."

„Ich habe gegen den jungen Mann Nichts," entgegnete von Sommenstein.

„Ja, aber dann würde sie eine Kaufmannsfrau werden!" versetzte Frau von Duinen; „nie hat sich Jemand von unserer Familie mit einem Kaufmann vermählt, und eine solche Verbindung würde den Adel verunehren."

Lange, noch sehr lange wurde über diesen Gegenstand gesprochen, endlich aber trug der Oberst den Sieg davon, und mit Freude wurde Maria von ihm davon in Kenntniß gesetzt.

Als die Glocke Mitternacht verkündigte, trat Eduard in das Zimmer. Sein sonst so offenes Gesicht war finster und seine sonst glatte Stirn gerunzelt. — Von Sommenstein, der stets eine Art von Herrschaft über ihn ausüben wollte, setzte sich in seinem Lehnstuhl in Positur, um in seiner Weise die Gründe von Eduards später Nachhausekunft zu vernehmen und ihm darüber Vorstellungen zu

machen, als Maria ihm zuvorkam und Eduard zur Seite nehmend, ihm in wenigen Worten die Einwilligung ihrer Mutter mittheilte, die den Lesern bereits bekannt ist. Mechanisch hörte er Alles an; denn seine Gedanken waren mit etwas ganz Anderem beschäftigt. Maria bat ihn, Johann von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, und Eduard nahm dies auf sich.

Finstere, traurige Gedanken durchkreuzten seine Seele. Dies entging dem Oberst und seiner Schwester nicht; sie fragten ihn nach der Ursache seiner Mißstimmung. Er gab eine leichte Unpäßlichkeit vor und ging in sein Schlafzimmer. Als er ging, wünschte man ihm gute Besserung und der Oberst rief ihm zu: „Macht, daß Ihr morgen wieder in Ordnung seid! Ihr wißt ja, wir wollten eine kleine Tour zusammen machen; also um halb acht Uhr beim Apell, das heißt zu Pferd!"

Kaum war er auf seine Stube gekommen, als er Maria's Wunsch erfüllte und einen Brief an Johann schrieb, den er am andern Morgen absenden wollte, und worin er ihm zur Einwilligung der Frau von Duinen Glück wünschte.

Hierauf warf er sich in einen Stuhl und überdachte die Ereignisse dieses Tages. Alles ging an seinem Geiste vorüber, sein sonderbares Abenteuer

in dem Busch, die Verschwörung, in die er wider Willen verwickelt wurde, die Vorwürfe, die ihm Elisabeth gemacht hatte; kurz, er sah und empfand Alles zum zweiten Male. Endlich unterlag sein Körper dem Schlafe, und in seinem Stuhle sitzend verfiel er in einen tiefen Schlummer.

Eilftes Kapitel.

Kaum hatte der Schlaf Eduards Auge geschlossen, als sein, durch die Erlebnisse des Tages aufgeregter Geist sich durch bange und finstere Träume geschäftig erwies. Alles, was ihm an diesem Tage begegnet war, Personen, deren Bekanntschaft er gemacht, Worte, die er gehört, Dinge, die er gesehen hatte, Alles durchkreuzte im Schlafe in verworrenen Bildern seinen Geist. — Es kam ihm vor, als befände er sich mit allen Mitverschworenen in einem reichen orientalischen Palaste, um einen Fürsten zu ermorden! alle Degen waren bereits gegen dessen Brust gezückt, und blos brauchte er ein Zeichen zu geben und — der Fürst war nicht mehr; schon hob er die Hand auf, um das verhängnißvolle Zeichen zu geben, als zwei große Flügelthüren sich aufthaten und der vermummte Fremde mit einem höllischen Lächeln im Gesicht eintrat, den Fürsten in seine Arme nahm und ihn den Waffen der Verschworenen entrückte. „Ihr seid Alle des Todes schuldig,"

brüllte er, „und sollt alle sterben!“ und als er darauf das Haupt nach Eduard wandte, erkannte dieser erschreckt das Gesicht des Fremden, — es war Dubois.

Dann kam sein Geist etwas zur Ruhe, aber nur für eine kurze Zeit. Bald dünkte ihm, er sitze in einem finstern Kerker; schwere eiserne Ketten drückten ihm Hände und Füße; schrecklich war Alles, was ihn umringte. An seinem Kerker war ein großes Fenster, durch welches man auf einen freien Platz sah, auf welchem Tausende von Menschen ein Schaffot umringten, auf welchem die Verschworenen enthauptet wurden. Jeden Augenblick hörte er den Scharfrichter an die Thüre eines der Verurtheilten klopfen, worauf dieselbe geöffnet und die Unglücklichen nach dem Hinrichtungsplatze geführt wurden. Schon hatte er Alle diese furchtbare Strafe erleiden sehen, als er bemerkte, daß er und Dubois, der sich mit ihm in demselben Kerker befand, noch allein von den Verschworenen übrig waren. Nun sah er, wie der Scharfrichter das Schaffot verließ, um auch ihn abzuholen; Angstschweiß quoll ihm aus allen Gliedern, und indem er seine Ketten furchtbar schüttelte, rief er Dubois zu: „Wir müssen sterben; wißt Ihr kein Mittel, uns zu retten?“

„Ja,“ brüllte dieser, mit den Ketten rasselnd,

„ja, aber ich will es nicht sagen, ich will sterben und Euch in meinen Fall mitreißen!" und brach dann in ein so wüstes Gelächter aus, daß das ganze Gewölbe davon widerhallte, als plötzlich Elisabeth im Kerker erschien, seine Fesseln eben nur anrührte und sie ihm abnahm. — „Flieh! steige durch's Fenster!" flüsterte Elisabeth ihm zu: „Eile! Hör', man klopft schon an die Thüre Deines Gefängnisses, man kommt Dich abzuholen, flieh!" — In der That hörte er das verhängnißvolle Klopfen; mit der Schnelligkeit eines gejagten Rehes stieg er in's Fenster, als Dubois aufsprang und ihn an den Beinen faßte, „Nein!" brüllte derselbe, „Du sollst nicht fliehen! Du sollst sterben! Hör!" — Jetzt wurde gewaltsam an die Thüre geklopft, Dubois zog an ihm mit solcher Gewalt, daß er die Fensterpfosten, die er mit Todesangst umklammert hatte, losließ, mit einem erschrecklichen Falle auf den Boden seines Gefängnisses stürzte und — erwachte.

Er war vom Stuhle herabgesunken und lag auf dem Boden seiner Stube. Sein Traum war so deutlich und lebhaft gewesen, daß er einige Augenblicke zweifelhaft war, ob er sich wirklich in dieser traurigen Lage befände, die wir eben beschrieben haben, oder ob es blos ein Spiel seiner aufgeregten Phantasie sei. Endlich sprang er auf, und jetzt

bemerkte er, daß er auf seinem Stuhle in Schlaf verfallen war; allein, was ihn am Meisten verwunderte, war, daß er das Klopfen, welches ihn während seines Traumes so sehr geängstigt hatte, noch immer hörte. Er öffnete die Thüre seines Zimmers. Er sah Nichts, aber das Klopfen dauerte noch fort. Weit entfernt, abergläubisch oder furchtsam zu sein, noch an Gespensterspuk zu glauben, schlug ihm doch das Herz hörbar, als er sich deutlich beim Namen rufen hörte. „Westburg! Herr Westburg!" hörte er von einer leisen, aber tiefen Baßstimme rufen. — Dann war es wieder einen Augenblick stille, und schon begann er über seine Einbildung zu lächeln, als das Klopfen von Neuem anfing und er deutlich die Worte vernahm: „Oeffnet doch, Herr Eduard Westburg, um Gottes willen öffnet!" Nun war es keine Einbildung, kein Traum mehr, sondern eine unleugbare Wirklichkeit. Er faßte jedoch Muth, ergriff das Pistol, welches er bei sich behalten und auf einen Stuhl vor seinem Bette gelegt hatte, und rief: „Wer Ihr auch sein mögt, der da meinen Namen nennt, kommt zum Vorschein!"

„Gott sei Dank, daß Ihr noch wach seid," flüsterte die Stimme; „aber ich bitte Euch, sprecht nicht so laut; Ihr werdet die Leute wach machen! Oeffnet das Fenster, ich muß Euch sprechen, ich

muß Euch vom Rande des Verderbens zurückziehen, ich muß Euch retten!"

Eduards Zimmer lag im untern Stockwerke, und die Fenster waren, wie man sie an alten Gebäuden wohl auch noch jetzt findet; die Scheiben nämlich waren in Blei gefaßt, und es waren Fensterladen angebracht, die nach außen offen gingen und inwendig verriegelt wurden. Es kam ihm vor, als ob an diesen Laden geklopft würde. Sie zu öffnen, würde nicht rathsam gewesen sein, bevor er wußte, wer es war, der sich auf eine so sonderbare Weise und zu einer so späten Stunde anmeldete.

„Wer seid Ihr?" fragte Eduard, indem er an das Fenster trat.

„Euer Freund!" war die Antwort.

„Das ist mir nicht genug; nennt mir Euern Namen!"

„Das kann ich nicht;" antwortete die Stimme, „ich habe viele Namen, aber unter welchem ich Euch bekannt bin, weiß ich nicht."

„Ich lasse keinen Unbekannten ein!"

„Ich bitte Euch, öffnet mir und laßt mich mit Euch sprechen; laßt mich ein, oder Ihr seid rettungslos verloren. Schon einmal gelang es mir, Euch aus den Stricken der Bosheit zu retten; ich will mein Werk vollenden. Ich bin der Fremde, der Euch im Busch befreit hat."

Rasch schob Eduard die Riegel des Ladens zurück, öffnete denselben behutsam mit einer Hand und hielt mit der andern dem Fremden das Pistol vor die Brust. Sobald er ihn aber erkannte, rief er ihm zu: „Steigt herein; Ihr seid einmal der Retter meines Lebens gewesen, Euch vertraue ich mich!"

„Ihr werdet allerdings erstaunt sein, mein Herr," begann er, „daß ich Euch zu einer so ungewohnten Stunde und auf eine so auffallende Weise besuche, doch will ich Euch Alles erklären."

„Ich hatte Euch, als wir auseinander gingen, in dies Haus treten sehen. Ihr hattet mir diesen Abend Mitleid eingeflößt, ich kam zufällig an diesem Hause vorbei, und als ich noch Licht in diesem Zimmer erblickte, rief mir eine innere Stimme zu: Rette ihn! Und als ich mein Ohr an den Laden hielt, hörte ich Euch sprechen und glaubte zu bemerken, daß Ihr es im Traume thätet, da Niemand Euch antwortete und Euere Worte ohne Sinn und Zusammenhang waren. Bei meinem wiederholten Klopfen scheint Ihr endlich erwacht zu sein, und nun danket Gott, daß er mich zu Euerer Rettung hierher gesandt hat, und sprecht leise, damit Niemand durch unser Gespräch aufgeweckt werde und uns störe."

„Ich verstehe Euch nicht," sprach Eduard; „schon

mehrere Male habt Ihr das Wort Rettung ausgesprochen, und ich sehe auch nicht die geringste Gefahr, aus der ich der Rettung bedürfte."

„Nicht? Denkt Ihr nicht mehr an die furchtbare Verschwörung, in welche Ihr verwickelt seid, und was für eine Strafe Euch erwartet, wenn sie entdeckt wird?"

„In diesem Falle würdet Ihr mich doch nicht retten können," versetzte Eduard, „denn Ihr selbst seid ja mitschuldig der That und eben so strafbar, als ich."

„Nicht für mich fürchte ich," entgegnete Kroonenburg, „sondern für Euch. Wird das Wagestück entdeckt, was gewißlich geschehen wird, dann wird man mich ergreifen und mein Haupt wird fallen, das weiß ich recht gut. Ich werde nicht durch Flucht zu entkommen suchen, denn ich will sterben und suche den Tod; aber Ihr," fuhr er fort, indem er Eduard wehmüthig anblickte, „Ihr, die Ihr noch Eltern habt, welche Euch lieben, ja der Ihr vielleicht durch die Bande der Liebe gefesselt seid, Ihr sollt, Ihr dürft nicht sterben! Ich will Euer jugendliches Haupt nicht fallen sehen, ich will Euch Euern Eltern ....."

„Haltet ein!" rief Eduard; „ich habe keine Eltern, ich setze aber Vertrauen in Euch, mein

Herr. Euer edler Blick, Euer greises Haar sind mir Bürge, daß Ihr mich nicht hintergehen werdet, und daß Euere Absichten mit mir aufrichtig sind; aber meine Eltern ....."

„Auch Euern Freunden will ich den Schmerz ersparen, Euch durch des Scharfrichters Hand fallen zu sehen, und wie kann das Loos der Mitverschworenen ein anderes, wie kann die Entknüpfung dieser Verschwörung eine andere sein?"

„Wie!" rief Eduard, „steht die Sache denn so schlecht?"

„Schlechter, als Ihr denkt," war die Antwort, „oder vielmehr sie hat nie gut gestanden. Die Verschwörung wird entdeckt werden, das ist gewiß, zweifelt nicht daran. Dann werden mit mir Alle, welche Theil daran genommen haben, fallen, und unser Fall wird erschrecklich sein."

„Aber warum steht denn die Sache so schlecht? Gebt mir, ich bitte Euch darum, gebt mir Euere Gründe an; sagt mir: Sind wir bereits verrathen?"

„Nein," antwortete Kroonenburg, „aber bald werden wir es sein. Ihr fragt nach den Gründen, warum ich das glaube? Ich will versuchen, es Euch zu erklären." Und indem er sich dicht neben Eduard gesetzt hatte, fuhr er fort: „Was kann man wohl von einem Anschlage erwarten, wie der,

worin wir verwickelt sind? Wer sind die Häupter, und wer die Theilnehmer? Die Herren von Oldenbarneveld und der Herr van der Dussen sind die einzigen Männer von Gewicht, welche bei der Sache betheiligt sind. Die Andern, was für Leute sind das? Unglückliche, die ihres Amtes entsetzt sind und dasselbe bei einem Regierungswechsel wieder zu bekommen hoffen; — Männer, deren einzige Triebfeder zu dieser That niedriger Eigennutz ist. Ich spreche hier nicht von den Söhnen des Advokaten und ebensowenig von Herrn van der Dussen, sondern von Slatius, Parthy und Andern, lauter Menschen, die Nichts zu verlieren haben. — Diese Verschwörung, mein Freund, ist ausgedehnter, als Ihr denkt; zu Rotterdam und an andern Orten hat sie Zweige getrieben. Viele, sehr viele Menschen sind hinein verwickelt, ohne selbst zu wissen, zu welchem Anschlage sie sich verbunden haben. Wie leicht mag Einer von Ihnen die Sache an's Tageslicht bringen, wie leicht Einer von Denen, die man zur Ausführung des Mordes erkauft hat, aus Hoffnung auf große Belohnung uns verrathen, da uns die Mittel abgehen, sie durch Schätze zu zwingen; denn das Nöthigste zu solchen Handlungen und zu einer solchen That ist Geld. Ihr werdet auch bereits bemerkt haben, daß der

Vertrag, den Ihr diesen Abend unterschriebt, auch die Bedingung enthält, daß Ihr Euer Vermögen opfern wollt. Jetzt habe ich Euch die ganze Sache offen gelegt und gesucht, Euch, so viel als möglich, die Gefahr erkennen zu lassen, worin Ihr und wir Alle uns befinden, und wünsche so gesprochen zu haben, daß Ihr jetzt, wo es noch Zeit ist, von uns zurücktretet. Die Gefahr ist groß; ich bitte Euch, kehret zurück und schenkt mir das selige Gefühl, einen Menschen vom Verderben gerettet zu haben."

„Die Gefahr ist allerdings groß," versetzte Eduard nach einigem Nachdenken, „und wenn der Anschlag entdeckt wird, dann gibt es nur eine schwache Hoffnung für uns."

„Und das ist?" fragte Kroonenburg.

„Gnade des Prinzen Mauriz," war die Antwort.

„Bei ihm? Hofft Ihr Gnade von dem Prinzen?" rief Kroonenburg, „dann sage ich Euch, daß Euere Hoffnung eitel ist. Denkt Ihr, er werde Euch um euerer Jugend willen verschonen, dann irrt Ihr gar sehr. Er, der das Greisenalter zum Tode führen sehen konnte, wird der Jugend nicht schonen!"

„Aber wir haben doch einen Fürsprecher?"

„Und wer sollte das für Mörder sein wollen?"

„Des Prinzen Bruder, Friedrich Heinrich,"

gab Eduard zur Antwort; „er weiß ja von dem Anschlage, und gewiß wird er uns helfen, wenn er entdeckt wird."

„Und ich sage Euch," entgegnete Kroonenburg, „ich sage Euch, er weiß ganz und gar Nichts davon. Man mißbraucht seinen Namen, man bindet den Leuten auf, daß er von Allem Kenntniß habe, daß er die Sache gutheiße; aber glaubet mir, Friedrich Heinrich denkt zu edel, um sich mit uns gegen seinen Bruder zu verbinden. — Jetzt lebt wohl! Es ist schon spät und meine Augenblicke sind kostbar, ich muß fort. Folgt meinem Rathe und tretet nicht zu uns; noch seid Ihr frei."

„Allein der Vertrag, den ich unterzeichnet habe..."

„Ist verloren gegangen," fiel Kroonenburg ihm in die Rede. „Thut nur, als ob Ihr Nichts davon wüßtet. Man wird Euch wahrscheinlich morgen schon aufsuchen, um Euch noch tiefer in die Sache zu verwickeln; aber ich rathe Euch, stellt Euch unwissend, doch verrathet uns nicht!"

„Aber ich habe geschworen," wandte Eduard ein.

„Uns nicht zu verrathen," versetzte Kroonenburg, „Nichts verlauten zu lassen von Dem, was Ihr gesehen oder gehört habt. Diesen Eid dürft Ihr nicht brechen; allein, daß Ihr Euch mit uns vereinigt hättet, das habt Ihr nicht geschworen,

und wie sehr ich auch sonst das Leugnen einer eingegangenen Verbindlichkeit tadeln würde: hier ist es Pflicht. Wählt jetzt, was wollt Ihr thun?"

„Euerm Rathe folgen!" erwiederte Eduard.

„Dann seid Ihr wohlbehalten, dann seid Ihr gerettet," sprach Kroonenburg. „Wenn unser Geheimniß an's Licht kommt, wird man keine Beweise gegen Euch finden können, und es wird Niemanden einfallen, Euch zu beschuldigen, denn von Allen, die Ihr diesen Abend sahet, seid Ihr nur vier Personen bekannt, den Gebrüdern von Oldenbarneveld, die Euch nicht verrathen werden; Dubois wird es auch nicht thun, nicht zwar aus Edelmuth, — denn einer solchen Regung ist seine Seele nicht fähig, sondern er wird bei dem geringsten Anschein von Gefahr fliehen, und er hat dazu Mittel, die Euch unbekannt sind. Der Vierte von denen, die Euch kennen, bin ich, und lieber stürbe ich eines tausendfachen Todes, als daß ich Euch verriethe. Eine unwiderstehliche Macht, eine innere Stimme zwingt mich, Antheil an Euch zu nehmen, und ich werde, so lange ich lebe, dieser Stimme Gehör geben."

„Edelmüthiger Mann!" rief Eduard aus, indem er ihm die Hand drückte, „und was werdet Ihr thun, wenn die Sache verrathen wird?"

Kroonenburg schwieg.

„Sicher werdet Ihr fliehen, Euch der Gewalt des Prinzen entziehen; doch bitte ich Euch, thut es recht bald. Ihr seid ja selbst überzeugt, daß der Anschlag wird verrathen werden, daß er verwerflich ist; also flieht, ehe es zu spät ist."

„Ich werde nicht fliehen," erwiederte Kroonenburg ernst, „aber auch nie an dieser Mordthat Theil nehmen. Binnen wenigen Tagen verlasse ich dieses Land auf immer, oder wenn man noch vor dieser Zeit den Anschlag entdecken und mich zum Tode verurtheilen sollte, dann würde ich ihn mit Freude erleiden; ich wünsche zu sterben, ich habe den Tod verdient."

„Ihr?" rief Eduard aus; „was könnt Ihr verbrochen haben? Die Redlichkeit strahlt Euch aus den Augen, es ist unmöglich, Ihr könnt nicht schuldig sein."

„Jüngling," versetzte Kroonenburg, indeß sein Auge mitleidig auf Eduard ruhte, „Jüngling, einst wohnte auch in diesem Herzen die Tugend, wo nun Reue haust. Glaubt mir, habe ich Euch auch gerettet, so habe ich doch auch Vieles verdorben; ich habe einst....." Bei diesen Worten rollte sein Auge wild, und sein Gesicht wurde bleich, wie das eines Todten. Gerade als er diese Worte

sprach, blieben seine Augen unverwandt auf einen Winkel des Zimmers gerichtet; sein ganzer Körper begann furchtbar zu beben und seine Haare richteten sich empor. Wie von einem Anfalle des Wahnsinns ergriffen, rief er aus: „O Gott, da ist sie, Gnade! Gnade!“ eilte zum Fenster, und ohne weiter ein Wort zu sprechen, wollte er hinausspringen, würde aber sicher hinabgestürzt sein, wenn Eduard ihn nicht zurückgehalten hätte. „Laßt mich los! laßt mich sterben! Ich bin ein Mörder! da ist sie, die ich ermordet habe! Himmel, Deine Strafe ist furchtbar, aber ich habe sie verdient!“ Sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, ließ er sich von Eduard aus dem Fenster helfen und verschwand.

„Sonderbares Wesen,“ sagte Eduard bei sich selbst, als er das Fenster verschloß, „was hat dich so erschreckt?“

Er durchsuchte das Zimmer, Nichts war zu finden, Alles war in demselben Zustande wie immer, das freundliche Licht des Mondes drang durch die mit Darstellungen aus der heiligen Schrift bemalten Fensterscheiben und verbreitete ein sanftes Licht durch das Zimmer. „O,“ rief Eduard von Wehmuth überwältigt, „o Gewissen, wie schrecklich erhebt sich deine Stimme bei dem Schuldigen!“

Zwölftes Kapitel.

In dem Hause, worin die Verschworenen sich versammelt hatten, herrschte jetzt nicht mehr die Lebendigkeit, welche stattfand, als Eduard durch das Verhängniß hineingeführt wurde. Dubois hatte diese Wohnung für Kroonenburg gemiethet, und sie hatte schon mehr als einmal zum Sammelplatze der Verschworenen gedient. Diese hatten nun das Haus verlassen und eine alte Frau war jetzt beschäftigt, das Zimmer des oberen Stockes, welches zum Versammlungssaale gebraucht worden war, wieder in Ordnung zu bringen. Nur noch ein einziger von den Gästen befand sich in der Stube. Das Haupt auf die Hand gestützt, schien er in tiefen Gedanken versunken und hielt die Augen unabgewandt auf ein Papier gerichtet, welches vor ihm lag. Es war Dubois. „Euer Gang dauert lange," sprach er bei sich selbst, „sehr lange, Herr Verney oder Kroonenburg. Ha! ha!" fuhr er mit höhnischem Lächeln fort, „wie habe ich ihn

in meiner Gewalt! die Hoffnung, Vergebung seiner Sünden bei Gott zu erlangen, hat ihn bewogen, sich mir hinzugeben. Nun, mag er sich nur meiner Leitung anvertrauen; er ist ein gutes Werkzeug in meinen Händen, der Thor! Er denkt, ich nähme Antheil an dem Heil seiner Seele. Wäre es nicht der Erbschaft wegen, wahrlich! ich hätte schon längst etwas Anderes mit Euch angefangen, bußfertiger Sünder! Doch, ich treibe mein Spiel etwas zu grob mit ihm; es ist Zeit, daß er vom Schauplatze verschwindet. Weg mit dieser Verschwörung, an der ich so sehr wider meinen Willen Theil nehme! Doch, ich muß die Gewalt ehren, welche über mir steht; aber laßt diese Sache einmal zu Ende sein, dann soll mir die Erbschaft nicht entgehen. Ich werde ihm die Hölle mit dunkeln Farben schildern und seine Missethaten noch schwärzer machen, als er selbst sie ansieht. Hab' ich ihm doch schon als einziges Mittel zur Vergebung seiner Sünden und zur Befreiung von der ewigen Strafe dahin gebracht, daß er die Welt verlassen und in ein abgelegenes Kloster gehen will. Vorerst jedoch muß er mir unter seinem wahren Namen Vollmacht geben, sein Vermögen und die ihm gehörenden Besitzungen in Empfang zu nehmen. Doch," fuhr er fort, „wenn das wirklich wäre, was ich nur vermuthe und

beinahe für gewiß halte, wenn er das entdeckte....“

Hier wurde er in seinen Gedanken durch die Ankunft Mathildens gestört, welche bleich und entstellt vor ihm stand.

Bei dem ersten Anblick dieses Mädchens stand er einigermaßen bestürzt da. Er hatte geglaubt, Kroonenburg eintreten zu sehen. Bald aber war jede Spur von Bestürzung aus seinem Gesichte verschwunden und kalt und halb unwillig richtete er das Wort an sie.

„Was führt Dich hierher, Mathilde, und wie hast Du erfahren, daß ich mich hier befinde, da ich der Familie Velsen gesagt habe, ich wolle eine Reise machen?“ fragte er, indem er ihr scharf und mißtrauisch in die Augen sah.

„Ich habe Verney gesprochen,“ antwortete Mathilde; „er hat mir gesagt, wo ich Dich finden könnte. Daß Du die Stadt verlassen hättest, glaubte ich nicht; aber ich bin froh, daß ich Dich gefunden habe, denn es ist eine Sache von Gewicht, die mich jetzt zu Dir führt.“

„Sicherlich wieder das gewöhnliche Lied,“ versetzte Dubois, „Du hast gewiß wieder Geld für den Beweis Deiner Schwachheit und Schande nöthig. Da,“ fuhr er fort, indem er ihr eine gefüllte Börse

zuwarf, „da! Aber jetzt entferne Dich, meine Augenblicke sind zu kostbar, um sie mit Dir zu vergeuden."

„Behalte Dein Geld!" rief Mathilde und warf ihm die Börse vor die Füße. „Ich habe es nicht nöthig und will aus Deinen Händen Nichts mehr empfangen. Jedes Verhältniß, das zwischen uns bestanden, hört auf; nicht länger mehr will ich Dir, Ungeheuer, behülflich sein, die Tugend zu Falle zu bringen. Dies Dir bekannt zu machen, ist das Einzige, was mich hierher führt....."

„Mathilde! treulose Mathilde! meineidiges Weib!" sprach Dubois feierlich, indeß seine Augen Blitze schossen, „gedenke meiner Worte: ‚werde nicht meineidig, Mathilde, denn sonst wird meine Rache furchtbar sein!'

„Deine Rache? Ich trotze ihr. Statt Dir behülflich zu sein, werde ich trachten, Dir entgegen zu wirken; ich fürchte Dich nicht, ich bin nicht mehr, wie sonst, die furchtsame Mathilde, die Du mit Worten in Angst setzen kannst. Nein, Elender! Du hast mir Schande bereitet, aber ich werde mich wieder zu erheben wissen. Du hattest mir Treue geschworen, und wiewohl ich weiß, daß Du mich verführt hast, habe ich Dir doch vergeben; die Gründe, welche Dich hindern, mein Kind durch die

Ehe zu legitimiren, habe ich geachtet; ich habe Alles gethan, was ich konnte. Aber Du, Lorenzo, wie hast Du mir meine Liebe zu Dir, meine Anhänglichkeit an Dich vergolten? Mein Kind hast Du mir gewissermaßen gestohlen, und um dasselbe wieder zu bekommen, habe ich mich erniedrigen müssen, ein Werkzeug in Deiner Hand zu werden und Zwietracht auszusäen, da wo Liebe wohnte. Einer wichtigen Ursache wegen mußte ich Elisabeth von Eduard abwendig machen; und was war diese wichtige Ursache? Lediglich, wie ich jetzt erfahren, um Deine niederträchtigen Absichten auf sie zu befördern. Zweimal, Du Frevler, hast Du ihr Deine Liebe erklärt und sie um ihre Hand gebeten; willst Du an ihr ebenso handeln, wie Du es an mir gethan hast, und kannst Du denken, daß ich Dir dazu behülflich sein soll?"

„Du vermeinst meine Absichten sehr gut zu kennen," sagte Dubois, „aber Du irrst gewaltig, wenn Du das denkst. Ich kann und will Dir von meinen Handlungen keine Rechenschaft geben und wiederhole nur die Frage: Mathilde, bleibst Du dem Eide getreu, den Du im Angesichte des allmächtigen Gottes geschworen hast?"

„Schweig," rief Mathilde, „und nenne diesen heiligen Namen nicht; die Gottheit wird entehrt,

wenn ihr Name über Deine Lippen kommt! Ich habe geschworen, ja Lorenzo, ich habe geschworen im Angesichte Dessen, der über Sonne und Mond seinen Thron gegründet hat, und er war auch Zeuge, als ich meinen Eid brach, und daß ich dadurch keine Sünde begangen, das sagt mir mein Gewissen. In der Angst, die eine Mutter um ihr Kind fühlt, habe ich geschworen; Du hast Mißbrauch mit meinem Eide getrieben und mich dadurch zu Schlechtigkeiten, ja zu Gräueln zwingen wollen. Ich habe den Eid gebrochen, habe Elisabeth die Augen geöffnet, und gewiß haben die Engel dabei gejubelt. Meineidig bin ich allerdings, aber nicht schuldig."

„Niedriges, meineidiges Weib! Jetzt bebe vor meiner Rache. Tausend-, zehntausendfach soll sie das Haupt des Kindes treffen, dessen Vater zu sein ich bezweifeln darf!"

„Du willst mich beleidigen," versetzte Mathilde; „doch ich bin über Deine Beleidigungen erhaben, und daß Du Dich niederträchtig an meinem Kinde rächen werdest, fürchte ich nicht. Die Leute, bei denen es ist, werden Dir nicht erlauben, ihm zu nahen. Du wirst es nie wiedersehen; denn Dein giftiger und verpestender Athem würde es tödten. Feiger Spanier, niederträchtiger, falscher Jesuit, mein Kind ist vor Deiner Rache sicher!"

„Dann wird sie Dich treffen," versetzte Dubois, fast erstickend vor Wuth; „in Deinem Blute werde ich meine Rache kühlen!" und die Hand nach seinem Gürtel bewegend, wollte er seinen Dolch ziehen.

„Zurück!" schrie Mathilde, ein Pistol hervorlangend: „Keinen Schritt weiter, oder Du bist des Todes! Ich war auf Alles vorbereitet, als ich mich hierher wagte."

Der Jesuit zitterte.

„Wir haben die Rollen vertauscht," fuhr Mathilde fort; „sie, die Dir Gesetze vorschreibt, hat jetzt die Uebermacht über Dich; höre jetzt auf meinen Befehl, wie ich oft auf den Deinigen gehört habe. Ich gebiete Dir, morgen von hier abzureisen, und wagst Du es, noch länger zu bleiben, dann werde ich meine Maßregeln zu nehmen wissen, und Dein angenommener Name wird den Richter nicht abhalten, Dich als spanischen Spion zu strafen. Nun weißt Du Alles, Lorenzo. Ich vergebe dem Vater meines Kindes seine Missethat an mir!"

Außer sich vor Wuth starrte Dubois Mathilde an. Mit Gewalt konnte er jetzt Nichts ausrichten; allein ein Mittel wollte er noch versuchen, ehe er sich verloren gab, und dieses Mittel war List."

„Mathilde, theure Mathilde," rief er, in-

dem er den Dolch von sich warf: „Nur eine Bitte habe ich noch an Dich, nämlich, richte Dein Pistol auf meine Brust und mache meinem Leben ein Ende." Bei diesen Worten fiel er vor ihr auf die Kniee und riß seine Kleider offen, so daß seine Brust entblößt wurde.

„Stehe auf!" rief ihm Mathilde zu; „beuge Deine Kniee nicht vor mir, sondern vor Gott, den Du mehr als mich beleidigt hast."

„Ihn habe ich nicht beleidigt," versetzte Dubois, mit verstellter Demuth seine Augen zum Himmel erhebend; „denn was Du auch von mir denken magst, Mathilde, ich schwöre es Dir, ich bin unschuldig."

„Du? Wollte Gott, daß das Wahrheit wäre!"

„Ich will mich vor Dir rechtfertigen, Mutter meines Kindes," sprach das Ungeheuer mit der Stimme eines Engels, aber den Teufel im Gesichte: „Sieh, sieh hier, Mathilde! Lies diese Schrift. Sie enthält den Bund Eduard Westburgs und einiger Andern gegen das Leben des Prinzen Mauriz von Oranien. Lies, lies sie andächtig, und dann sage mir, wen Du für schuldiger hältst, mich oder ihn. Ich habe diese Schrift in meine Hände zu bringen gewußt, damit sie nicht einst gegen ihn zeuge. Seine Jugend, die zärtliche Neigung, welche er für die Tochter des Hauses fühlt,

in welchem ich so viel Gutes genieße, haben mich verpflichtet, mich seiner anzunehmen. Ich habe ihm gerathen, lieber zu fliehen, ehe die Verschwörung entdeckt würde, als wenn er der Strafe nicht mehr entgehen könnte. Alle meine gutgemeinten Rathschläge hat er verschmäht, und zwar nur darum, weil seine Flucht ihn von Elisabeth entfernen würde. Ich habe die Rolle eines Liebhabers bei Elisabeth gespielt, sie gegen ihn einzunehmen gesucht, damit ihre Liebe zu ihm erkalten möchte und ich ihn desto leichter zur Flucht bewegen könnte. Um diesen Zweck zu erreichen, habe ich auch Dich veranlaßt, eine Rolle zu spielen, die Du aber verdorben hast, weil Du mich nicht begriffst und mir mißtrautest. O, welch seliges Gefühl würde es für mich gewesen sein, wenn das Gewitter vorüber und die Verschwörung vergessen war, Eduard mit Elisabeth vereinigen zu können! Wie würden sie, die mich jetzt hassen und mir fluchen, mich geliebt und gesegnet haben!"

„Sollte es möglich sein? Sprichst Du die Wahrheit, Lorenzo? —"

„Den Beweis davon hast Du in der Hand," antwortete Dubois; „doch gib mir ihn wieder; denn wenn er bei seiner Weigerung zu flüchten beharrt, werde ich ihn mit der Drohung, diese

Schrift an den Prinzen zu senden, zwingen, meinem Rathe zu folgen."

„Edelmüthiger Mann!" rief Mathilde aus, indem sie ihm das Papier wiedergab, welches er mit einem höllischen Lächeln wieder einsteckte, „edelmüthiger Manu, ich flehe um Verzeihung! Deine Absichten waren rein und gut; ich bin wieder, wie sonst, die Deine; kannst Du mir alles Böse, was ich von Dir dachte, vergeben?"

„Vergeben ist die Pflicht eines Christen," entgegnete Dubois, „und wie gerne thue ich es, wenn es die Mutter meines Kindes, wenn es Dich betrifft, theueres Mädchen! — Doch, sprechen wir nicht mehr vom Vergangenen. Sieh hier, Mathilde," fuhr er fort, indem er ihr eine goldene Kette um den Hals hing, „dies sei ein Zeichen unserer aufrichtigen Versöhnung! Diese Kette sei Dir ein Andenken an Den, der zwar nicht durch das Band der Ehe mit Dir verbunden ist, Dich aber inniger liebt, als je ein Ehemann seine Gattin lieben kann. Dein Gesicht glüht noch vor Zorn; trink ein Glas Wein mit mir, Mathilde; das wird Dein Gemüth wieder zur Ruhe bringen."

Jetzt trat er mit ihr an den Tisch, schenkte zwei Gläser ein und goß unbemerkt aus einem Fläschchen einige Tropfen in das eine, bot ihr

dasselbe an und sagte: „Trink, Mathilde, trinke auf die Erneuerung unserer Freundschaft; dieser Wein, den Dir die Hand der Liebe reicht, ist...“

„Vergiftet!“ rief eine Stimme, „trinkt nicht, oder Ihr seid des Todes!“ — Kroonenburg, der, ohne bemerkt zu werden, in's Zimmer gekommen war, stieß den Becher aus Mathildens Hand, und der Wein strömte auf den Boden.

„Großer Gott!“ rief das erschrockene Mädchen, „wem werde ich noch trauen dürfen?“ und floh aus dem Hause.

Als Mathilde das Zimmer verlassen hatte, starrten beide Männer einander schweigend an. Dubois, zu stolz, Kroonenburg zuerst anzureden, streichelte einen großen rauhhaarigen Hund, der ihm gehörte und dessen Kopf auf seinen Knieen ruhte. — Kroonenburg schwieg ebenfalls, nicht aus Stolz, sondern vor Abscheu. Freilich hatte er Dubois als falsch, als einen Wollüstling kennen gelernt, aber als einen Mörder, als einen kaltblütigen Mörder, so verworfen hatte er sich ihm noch nicht gezeigt.

„Niederträchtiger Giftmischer!“ rief er, auf's Aeußerste empört, „kaltblütiger Mörder, was hat diese Unschuldige verbrochen, daß Du so mit ihr verfährst? Ist es nicht genug, daß Du sie entehrt

hast? Sprich, Ungeheuer, warum wolltest Du sie vergiften?"

„Ehrwürdiger Vater," antwortete Dubois mit höhnischem Tone, „heiliger Vater Erastus, was hatte Euere Frau verbrochen, daß Ihr so mit Ihr verfahren habt? War es nicht genug, daß Ihr ihr Vermögen raubtet? Warum habt Ihr sie vergiften lassen? Warum...."

„Schweigt, Lorenzo, schweigt, und verbittert mir die wenigen Tage nicht, die ich noch zu leben habe! Nur kurze Zeit noch will ich das Leben genießen, und dann will ich selbst mich nur dem Dienste des Himmels weihen und strenge den Leib kasteien, um meine Sünden abzubüßen, bis ich den letzten Athem aushauche, und wiewohl meine letzten Augenblicke nicht die eines Mannes sein möchten, der im Herrn entschläft, so wird es doch besser sein, nur kurze Zeit harte Buße und Kasteiung hier auf der Erde zu erleiden, als die ewigen Strafen, welche den schnöden Sünder jenseits treffen; besser die nagenden Qualen des Gewissens für die kurzen Augenblicke, die mir noch übrig sind, demüthig zu ertragen, als ihre Marter dort ewig zu fühlen, wo kein Friede mehr wohnt, keine Ruhe mehr zu finden ist."

„Dies Euer Vorhaben ist sehr löblich," versetzte

Dubois, „und Ihr sagt, daß Ihr bereits morgen Abend abreisen wollt? Wohlan, dann will ich Euch einen Brief an den Prior des Klosters mitgeben, in welches ich Euch vorläufig als Novizen habe aufnehmen lassen; die Kapuziner thun strenge Buße und führen ein tugendsames und frommes Leben. Dort werdet Ihr Ruhe finden und alle Euere Sünden werden Euch vergeben werden, wenn Ihr die Pilgerfahrt nach Rom werdet ausgeführt haben, die ich Euch zu Euerm Seelenheile vorgeschrieben habe. Ihr habt ein Kloster in Frankreich einem spanischen vorgezogen, gut; ich habe Euerm Wunsche genügt; aber Ihr habt ein ansehnliches, ja ein sehr großes Vermögen..... wem wollt Ihr dasselbe überweisen? Da weltliche Dinge, Schätze, die Rost verzehrt und welche die Motten verderben, Euch nach Ablegung des Gelübdes der Armuth in Versuchung führen möchten, so frage ich Euch, auf welche Weise Ihr über Euer Vermögen zu verfügen gedenkt?"

„Den größten Theil," versetzte Kroonenburg, „beabsichtige ich den Armen zu schenken, den Rest aber dem jungen Mann, den Ihr diesen Abend in die Verschwörung gegen Mauriz verwickelt habt. Dieser Eduard Westburg flößt mir ein lebhaftes, ein unbegreifliches Interesse ein, und ich danke

dem Himmel, daß der Beweis seiner Theilnahme an dieser Unternehmung abhanden gekommen ist! denn....."

„Genug davon!" fiel ihm Dubois in die Rede. „Ihr werdet wohl Euern Entschluß ändern, wenn ich Euch Dinge mittheile, die ich erst vor kurzer Zeit erfahren habe. Doch, erzählt mir noch ein Mal Euere Lebensgeschichte. Stückweise habt Ihr es schon mehr als ein Mal gethan; aber verschweigt mir jetzt Nichts und laßt mich Alles wissen; das ist vielleicht wichtiger für Euch, als Ihr denkt."

„Ich will es in wenigen Worten thun," antwortete Kroonenburg, „denn es fällt mir schwer, die Greuel zu erzählen, die meine Hände vollführt haben."

„Aus einem altadeligen holländischen Geschlechte entsprossen, ward es mir nicht schwer, in meinem zwanzigsten Jahre als Lieutenant im Heere angestellt zu werden. Ich hatte das Unglück, eine junge Spanierin kennen zu lernen, die, was ihre Schönheit betraf, die Zierde ihres Geschlechtes genannt werden konnte. Sie sehen und lieben, war für mich Eins und Dasselbe. Unser Umgang wurde von Tag zu Tag vertrauter, von Tag zu Tag kam sie mir anmuthiger vor, so daß ich endlich fühlte, ohne sie nicht glücklich sein zu können. Ihr Vater be-

kleidete eine ansehnliche Stelle im spanischen Heere, war aber nichts weniger als reich. Sie, meine Geliebte, wohnte bei einer Verwandten, einer Holländerin zu Gorkum, und in deren Hause habe ich die schönsten Stunden meines Lebens zugebracht. — So verflossen beinahe zwei Jahre, als sich das Glück von mir wandte und Angst und Schmerz an seine Stelle traten; mit einem Worte, unser Umgang war zu vertraulich geworden, und ein Sohn, der uns geboren wurde, war der Beweis ihrer Schwäche und Schande. Sie zu heirathen, war mir unmöglich, da sie spanischer Herkunft war und ihr Vater noch in spanischen Diensten stand, ich aber beim holländischen Heere angestellt war. Täglich machte sie mir die schrecklichsten Vorwürfe, begann bereits die Maske abzuwerfen und ließ mich ihre teuflische Gesinnung fühlen. Endlich konnte ich ihr Quälen nicht länger ertragen; ich schenkte ihr Alles, was ich damals besaß, schrieb ihr, daß sie mich nie wiedersehen sollte, und begab mich nach Utrecht, kam dort in Bekanntschaft mit einem reichen Edelfräulein, faßte Liebe zu ihr und heirathete sie. Zu gleicher Zeit bekam ich Nachricht, daß Manuela mit ihrem Kinde sich aus jener Stadt entfernt habe, ohne daß man wußte, wohin. — Meine Ehe schien eine glückliche sein zu sollen, und fünf Jahre

des reinsten Glückes waren auch bereits verflossen, und meine Gattin wiegte bereits ein liebliches, dreijähriges Knäblein auf ihrem Schooße, das unsern Bund noch fester knüpfte, als ich einst von einem kleinen Ausfluge zurückkehrte und einen Brief von Manuela de las Valgas vorfand. Sie hatte von meiner Verheirathung Kenntniß bekommen und schwur mir, wofern ich nicht sie und unser Kind vor Mangel schützte, daß sie meiner Frau Alles offenbaren werde, und ehe ich noch den Brief zu Ende gelesen, meldete man mir, daß mich Jemand zu sprechen verlange, und — Manuela stand vor mir. Ich bewilligte alle ihre Forderungen, schenkte ihr eine ansehnliche Summe und beschwor sie, sich meiner Gemahlin nicht zu zeigen. Kaum aber war ein halbes Jahr verflossen, als Manuela so grenzenlose Forderungen machte, daß ich mich fast in der Unmöglichkeit befand, sie zu erfüllen. Die Spanierin hatte sich ganz verändert; ihr Gesicht war zwar noch so schön, als ehemals, allein ihr Herz war böse und schlecht geworden. Wenn ich mich weigern sollte, ihren unmäßigen Forderungen zu genügen, drohte sie, sich mit dem Kinde zu meiner Frau zu begeben, und ich hielt sie nur für zu fähig, diese Drohung zu erfüllen. Meine Frau begann mir Vorwürfe zu machen, daß ich

ihr Vermögen durchbrächte, und nun verwandelte sich die Achtung, die ich stets für sie gefühlt hatte, in einen Haß, der von meiner ehemaligen Geliebten immer mehr angefacht wurde. Wuth und Verzweiflung bemächtigten sich meiner. Wenn ich Manuela Unterstützung verweigerte, oder sie in ihrer nutzlosen Verschwendung hindern wollte, hatte ich zu befürchten, daß sie das zwischen uns bestehende Verhältniß meiner Frau verriethe, und dann hatte ich zu besorgen, daß diese auf Ehescheidung antragen und mich so aller Mittel, deren ich zu meinem Bestehen bedurfte, berauben würde. Andererseits verweigerte mir meine Frau die Summen, die ich bald mit Güte, bald wieder mit Ungestüm von ihr zu erlangen suchte; auch meine Lage wurde verzweifelt. Endlich machte Manuela, dieser Teufel in Engelsgestalt, mir den Vorschlag, mich des Vermögens meiner Frau zu bemeistern und mit ihr zu fliehen; unser Kind hatte bereits sein drittes Jahr erreicht und war das Band, welches mich noch an sie fesselte. Ich wußte, daß meine Frau in einem vor unser Ehe errichteten Akte mich zu ihrem alleinigen Erben ernannt hatte; ich hatte es Manuela gesagt und diese machte mir zu wiederholten Malen bemerklich, daß meine Frau sterben müßte, und daß sonst kein Glück für mich zu finden wäre. Anfangs

graute mir vor einer solchen Unthat, aber am Ende wurde ich mit diesem Gedanken vertraut, mein Haß gegen meine Frau und meine Liebe zu Manuela wurden so heftig, daß ich mich zu dieser Unthat entschloß, und Manuela, die selbst Mutter war, bereitete mir das Gift für die Mutter meines Kindes."

Kroonenburg hielt inne; traurige Gedanken durchkreuzten seine Seele und furchtbare Bilder entrollten sich vor seinem Gewissen. — Nachdem er eine Zeitlang geschwiegen hatte, fuhr er also fort:

„Sie hatte getrunken; mit eigener Hand hatte ich ihr den Giftbecher gereicht. Schon vor längerer Zeit hatte Manuela den vergifteten Wein mir aufgedrungen; lange hatte ich mich gesträubt, ihr denselben zu geben; allein in einem Anfalle der Verzweiflung siegte das Böse über mein besseres Gefühl, und — einen freundlichen Blick auf mich gerichtet, unseren Liebling und unser Töchterchen auf dem Schooße, trank sie Nichts ahnend das schnellwirkende, tödtliche Gift. Kaum hatte sie den verhängnißvollen Becher geleert, als die Hölle in mir zu brennen begann, und ohne einen Vortheil aus meiner Unthat zu ziehen, nahm ich mein Söhnchen mit mir und begab mich zu Manuela. Wir mußten fliehen, ich als Mörder, sie als Gift-

mischerin, wir wollten unsern Weg nach England nehmen. Der Fischer, mit dessen Schiff wir die Fahrt zurücklegen wollten, ertrank, als er sein Söhnlein retten wollte, welches ein Windstoß über Bord geworfen hatte. Mit Wehmuth sah ich, wie der Unglückliche, sein Kind im Arm haltend, vergebliche Anstrengungen machte, das Schiff zu erreichen; Rettung war unmöglich, ich sah ihn versinken. Durch den Tod dieses braven Mannes sahen wir unsern Plan, nach England zu kommen, vereitelt; ein unerfahrener Steuermann setzte uns zu Bliessingen an's Land. Hier begann der Lohn meines Verbrechens, die Frucht meiner Verruchtheit. Aller Mittel beraubt, ohne Geld, ohne Habe, war es mir nicht möglich, die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu beschaffen. Freilich mußte meine Frau jetzt gestorben sein und ich in der Gelegenheit gewesen, ihr Vermögen an mich zu bringen; allein mein Gewissen hinderte mich, den Ort, wo ich den Gräuel begangen hatte, wieder zu betreten, und Alles, was mich an sie irgend erinnern konnte, mied ich wie die Pest. Hierüber entstand ein Zwist zwischen mir und Manuela, der durch unsere Armuth noch genährt wurde, da auch bei uns das Sprichwort sich bewahrheitet hatte: „Wenn die Armuth zum Fenster herein sieht, flieht die Liebe zur Thür hin-

aus.' Von Tag zu Tag wuchs unser gegenseitiger Haß, und eines Abends, als ich unsere ärmliche Wohnung betrat, nachdem ich den ganzen Tag umsonst Etwas zu unserm Unterhalt zu erwerben bemüht gewesen war, fand ich sie verlassen. Manuela war verschwunden und hatte beide Kinder mit sich genommen. Weder von ihr, noch von meinem Sohne habe ich je wieder Etwas erfahren können.

„Ein in Frankreich wohnender Oheim war inzwischen gestorben und ich ward Erbe seines nicht unbeträchtlichen Vermögens. Ach, warum war das nicht früher geschehen? Dann wäre ich kein Mörder, Manuela keine Giftmischerin geworden!"

„Aber habt Ihr denn nie Nachforschungen angestellt, ob Euere Gemahlin auch wirklich an dem ihr gereichten Gifte gestorben ist?" fragte Dubois.

„Die, welche einen von einer Spanierin bereiteten Giftbecher getrunken haben," versetzte Kroonenburg, „fallen alsbald und unfehlbar in einen tiefen Schlaf, aus welchem sie nur die Posaune des Gerichts erwecken kann; doch, unterbrecht mich nicht wieder. — Jetzt durch die Erbschaft reich geworden, würde ich recht glücklich gewesen sein, hätte nicht mein unruhiges Gewissen jedes Glück unmöglich gemacht. Zwanzig Jahre habe

ich bereits auf diese Weise gelitten, verschiedene Länder besucht, um nur Zerstreuung zu finden, allein umsonst; ebenso sind alle meine Bemühungen, etwas von Manuela zu erfahren, erfolglos gewesen. Nach einem zwanzigjährigen Umherschwärmen wandte ich mich wieder zu meinem theuern Vaterlande. Zu Herzogenbusch angekommen, stellte ich von dort aus Nachforschungen nach meinem Töchterchen an, welches ich an der Brust ihrer Mutter zurückgelassen hatte, Niemand aber konnte sich mehr des Namens meiner Frau erinnern, der Prediger, welcher unsere Ehe eingesegnet hatte, war gestorben, und in den zwanzig Jahren war eine ganz neue Generation erstanden. Von allen Freunden und Bekannten, welche ich in dieser Stadt gehabt hatte, war auch nicht einer mehr vorhanden, ja man erinnerte sich selbst ihrer Namen nicht mehr. Erfolglos waren und blieben alle meine Bemühungen, etwas Näheres über das Schicksal meiner Tochter zu erfahren; wahrscheinlich hat sie das tödtende Gift aus der Mutterbrust gesogen und ist auch ein Opfer meiner Schandthat geworden. Auf dem heimathlichen Boden erwachte mein Gewissen heftiger, als je, der innere Richter erklärte mich auf's Neue schuldig, schwer schuldig, und schalt mich Mörder der Gattin und des Kindes. — In der Angst

meiner Seele suchte ich Hülfe bei einem Prediger, fand sie aber nicht. Ich erzählte ihm alle meine Vergehen; allein statt mich auf Den hinzuweisen, der für Aller Sünden gestorben ist, wies er mich aus seinem Hause und drohte sogar, mich der Obrigkeit anzuzeigen. Nun war das Maß meiner Leiden voll, ich wollte ihnen in den Fluthen ein Ende machen, und gewiß wäre ich schon längst vergessen auf dieser Welt, wenn Ihr, Dubois, mich nicht gerettet hättet.

„Als meinem Lebensretter vertraute ich Euch alle meine Geheimnisse, Ihr verhießet mir Vergebung, und wie ein himmlischer Balsam wirkte dies Wort auf meine Seele. Ich nahm Euern Glauben an, wurde Katholik, und Ihr, als Priester dieser Kirche, gelobtet mir, wenn Euere Aufgabe in Holland vollendet wäre, mich mit Euch nach Frankreich zu nehmen und mich als Pater Erastus in einem Kloster unterzubringen, um dort mein Leben in Buße und Reue zu beschließen. — Jetzt, Lorenzo, wißt Ihr Alles, was ich verbrochen und wofür ich bitter leide."

„Ich werde diesen Leiden ein Ende machen," versetzte Dubois. „In unserer heiligen Kirche ist der Sünder, ist jeder Sünder willkommen, und wenn er sich uns anschließt und seinen Wandel nach

unsern Vorschriften regelt, dann werden ihm alle Sünden, wie groß sie auch sein mögen, vergeben. Doch, zur Sache. — Ihr wollt Euer Vermögen den Armen und jenem Eduard Westburg schenken, und ersteres würde ich billigen, wenn nicht andere Verwandte existirten, die mehr Anspruch auf dasselbe haben."

„Und wer sollten diese Verwandten denn sein?" fragte Kroonenburg.

„Das werde ich Euch sagen; aber antwortet mir erst auf die Frage: Was ist aus Manuela und ihrem Sohne geworden?"

„Wahrscheinlich wird sie nicht mehr am Leben und ihr Kind und mein rechtmäßiger Sohn in Armuth und Elend verkommen sein."

„Vielleicht," entgegnete Dubois, „ist dies mit einem von ihnen nicht der Fall; dieser lebt, aber in traurigen Umständen und in Armuth, er...."

„Wo, wo ist er?" rief Kroonenburg aus; „sprecht Lorenzo, wo kann ich ihn finden? O, sagt es mir! Ein Vater fleht Euch an: Wo, wo ist mein Sohn?"

„Ihr sollt ihn sehen," sprach Dubois; „aber jetzt nicht. Wenn Ihr Euere Pilgerfahrt nach Rom gemacht haben werdet, wird Manuela's Sohn Euch in Frankreich, sobald Ihr das Klostergelübde

abgelegt habt, Euch besuchen; eher aber dürft Ihr ihn nicht sehen. Euer Vermögen aber möget Ihr ihm geben, denn er hat die nächsten Ansprüche darauf. Ich zweifle gar nicht, daß Ihr darein willigt und schlage Euch vor, eine Schrift unter Eueren wahren Namen auszustellen, worin Ihr den Sohn der Manuela Diego de las Valgas ermächtigt, Euer Vermögen, welches Euer Banquier zu Paris verwaltet, in Empfang zu nehmen. Diese Schrift übergebt mir, ich werde sie Euerm Sohne zukommen lassen."

Mit einem Blicke des Mißtrauens sah Kroonenburg Dubois an und sagte: „Als Priester vertraue ich Euch ganz und gar mein Seelenheil an; aber als Mensch frage ich Euch: Kann ich, nach Allem, was ich von Euch gesehen und gehört habe, Vertrauen in Euch setzen?"

„Ihr verkennt mich," erwiederte Dubois; „Ihr verkennt mich, wie die Welt mich verkennt. Ihr verurtheilt mich, weil Euch die Gründe nicht bekannt sind, die mich zwingen, das zu scheinen, wovor mein Herz Abscheu fühlt. Der Becher, den ich Mathilden reichte, enthielt kein Gift; nur einige besänftigende Tropfen waren Alles, was ich in den Wein einmischte. Ich hielt dies für nothwendig, um ihre furchtbare Leidenschaflichkeit zu

besänftigen, und stand mir das nicht frei, da ich, wie Euch bewußt ist, einige Kenntnisse in der Heilkunst besitze? und....."

„Ja, ich glaube Euch," entgegnete Kroonenburg;" aber jetzt sprecht von meinem Sohne, und wenn ich die Ueberzeugung gewinne, daß er lebt und daß Euere Absichten aufrichtig sind, dann will ich gerne Euerem Verlangen nachkommen."

„Diese Bedingung paßt schlecht zu Euerem freiwillig gegebenen Versprechen, Euch der geistlichen Macht, die über Euch steht, zu unterwerfen; doch, ich will Euch Euer Mißtrauen benehmen.

„Kurz bevor ich nach Holland kam, machte ich eine Reise, wohin, ist gleichgültig, und als ich in ein abgelegenes Dörfchen gekommen war, wurde ich an das Sterbebett einer Frau gerufen, — diese Frau war Manuela. Unter dem Siegel der Beichte erzählte sie mir vielerlei, und obschon ich es nicht offenbaren darf, kann ich Euch doch soviel sagen, daß sie mir erklärte, ihr Sohn lebte noch, auch mich beschwor, wenn ich je Etwas von Euch, seinem Vater, in Erfahrung bringen sollte, Alles in's Werk zu setzen, um Euch zu überreden, daß Ihr sich seiner annehmen möchtet. Sie starb, nachdem sie mir den Ort genannt hatte, wo Diego sich befand. Als Ihr mir unlängst einen Theil

Euerer Lebensgeschichte mittheiltet, stieg alsbald die Vermuthung in mir auf, Ihr wäret Derjenige, ..."

„Ja, der bin ich! Ich bin der Vater Diego's!" rief Kroonenburg, Dubois in die Rede fallend. „O, wenn Euere Erzählung Wahrheit ist, gerne, gerne will ich Dem Alles schenken, was ich besitze, welcher das Einzige ist, was mir auf Erden noch theuer sein kann."

„Verstockter Zweifler!" sprach Dubois, indem er ein Döschen hervorzog, es öffnete und Kroonenburg ein goldenes, mit Diamanten besetztes Kreuzchen und einen Ring mit den Buchstaben A. V. D. vorhielt: „Zweifelt Ihr nun noch an meiner Aufrichtigkeit, an der Wahrheit meiner Erzählung?"

„Nein! nein!" rief Kroonenburg; „ich werde Euch morgen, vor meiner Abreise, die Schrift zu Handen stellen. Jetzt will ich gehen und Alles in Ordnung bringen; vorher aber gebet mir erst Euern Segen." Bei diesen Worten kniete Kroonenburg vor Dubois nieder, und dieser sprach den Segen über den von Angst und Reue gefolterten Mann, welcher darauf das Zimmer verließ.

„Endlich also hätte ich meinen Zweck erreicht!" sprach Dubois, der sich, als Kroonenburg ihn verlassen hatte, in einen Armstuhl warf. „Viel,

viel hat es mich zwar gekostet; aber ein Arbeiter ist seines Lohnes werth. Einer von den geringsten Brüdern des von Loyola gestifteten Ordens ist also jetzt in einen reichen Mann umgewandelt! Sobald ich Kroonenburgs Schrift in Händen haben werde, sind seine Schätze die meinigen, und mit ihnen werde ich mein Ansehen vergrößern, denn Geld vermag ja doch Alles. Schon sehe ich in Gedanken den Kardinalshut auf meinem Haupte; mein Reichthum, meine Geschicklichkeit, die Dienste, die ich bereits geleistet habe, bahnen mir am Ende noch den Weg zur dreifachen Krone. Ehre und Ansehen, das Ziel meines Strebens, werden mir sicherlich zu Theil, — doch, werden sie mich auch glücklich machen? Kann ich ohne sie, ohne Elisabeth glücklich sein? — Häusliches Glück, Liebe und Treue — sollten sie keine Hirngespinnste sein? An ihrer Seite, an der schönen Elisabeth Seite würde ich Ansehen und geistliche Gewalt vergessen. — Wenn ich den geistlichen Stand und meinen Glauben aufgäbe, wenn ich mich der Verschwörung entzöge, oder lieber, wenn ich sie an Mauriz verriethe, — welche Laufbahn würde sich mir öffnen? Mauriz wird mich belohnen, wird meine Geschicklichkeiten einsehen lernen; Ehre und Ansehen, ein einträgliches Amt warten mein, und mein Name wird noch in den

Geschichtsbüchern des Landes verewigt werden. — Doch, sie haßt mich. — Eduard besitzt ihre Liebe; und dann Mathilde .....?" Hier blieb er einige Zeit in Gedanken versunken, allein endlich rief er aus: „Ich hab's gefunden! Hab ich das Mittel, ihn zu vernichten, nicht in meiner Gewalt? und außerdem wird er mir gefährlich; denn wenn das Geheimniß seiner Herkunft entdeckt, wenn es bekannt würde, daß er ..... doch, das ist nicht möglich. Ich werde dem Prinzen seine schriftliche Verpflichtung zuschicken, und er wird mir nicht mehr im Wege stehen; und was Mathilde betrifft, — ist mir der erste Versuch mißlungen, so kann ja ein zweiter mir besser glücken. Freilich sind die Mittel stark, aber der Zweck heiligt sie, und mein Zweck ist Eigennutz. Doch, ich will jetzt an's Werk gehen," fuhr er fort, indem er sich zum Schreiben rüstete; „erst will ich Das thun, was Eduard vernichten muß, und führt mein Mittel zum Ziele, dann werden meine Erzieher sagen: Er war es werth, unser Zögling, werth, ein Jesuit zu sein!"

Dreizehntes Kapitel.

Vom Kopfe bis zu den Füßen in Reisekleidung, oder, um einen allgemein üblichen Ausdruck zu gebrauchen, gestiefelt und gespornt, stand von Sommenstein am andern Morgen vor dem Bette unseres Helden und störte ihn in seinem Schlafe und seinen Träumen auf eine ihm eigene Weise, die der Leser aus dem Folgenden besser begreifen kann, als ich sie zu beschreiben vermag.

„Auf! auf! Wollt Ihr noch nicht wach werden?“ rief er, indem er Eduard derb am Arme schüttelte. „Das kommt von dem Nachtschwärmen. Die Pferde stehen schon gesattelt; tummelt Euch ein wenig, eßt schnell ein Stück Brod, und dann Marsch, voran!“

Rasch hatte Eduard das Bett verlassen, und kurze Zeit nachher trabte er mit Sommenstein aus dem Haag.

Es war ein herrlicher Morgen. Der noch stets anhaltende Frost hatte die Wege fest und eben ge-

macht; das vom Eise befreite Wasser kräuselte sich in kleinen Wellen, und die Luft, obschon kühl, war hell und erfrischend. Die Unterhaltung, welche die beiden Reisenden führten, wollen wir übergehen, da sie Nichts enthielt, was den Leser besonders interessiren könnte.

Der kurze Weg war bald zurückgelegt, und dampfend standen die kräftigen Rappen vor dem nicht unansehnlichen Wirthshause in dem Dorfe Ryswyk.

Die Mütze in der Hand, bewillkommte der Wirth die Reisenden an der Schwelle seiner Thür. „Tretet ein, meine Herren! tretet ein! Willkommen im Schwanen! Bei mir brauchen die Herren keinen Mangel zu leiden; mein Haus ist geeignet, vornehme Leute, was die Herren, wie ich sehe, sind, aufzunehmen. Ja, ich genieße die Gunst aller edlen Herren und hoffe sie auch noch ferner zu genießen, ungeachtet mein Nachbar, der Wirth zum goldenen Becher, mir zu schaden strebt, indem er meinen Wein und meinen Schinken in übeln Geruch zu bringen sucht, und ich möchte wohl wünschen, edle Herren, daß Ew. Edlen denselben einmal kosten, um beurtheilen zu können, in welchem Grade mein neidischer Nachbar Unrecht hat.“

„Das soll soviel heißen als: Bestellet Wein

und Schinken, nicht wahr, Hospes?" sprach von Sommenstein.

„Nicht im Geringsten," versetzte der Wirth, „ganz und gar nicht, edler Herr, ich schreibe meinen Gästen durchaus nicht vor, was sie genießen sollen. Mag man viel oder wenig verzehren, Jeder ist mir gleich willkommen und wird hier eben gut bedient; aber soll ich nicht die Pferde der Herren in den Stall bringen?"

„Kerl, seid Ihr toll, oder was geht Euch an?" rief von Sommenstein, „bedarf das noch der Frage? Ihr steht da und macht Bücklinge und Kratzfüße, werft mit Lügen um Euch und laßt meine Pferde naß und voll Schweiß in der Kälte stehen? Gleich in den Stall damit, und wird eins krank, dann werde ich es auf Euere Rechnung kuriren lassen, hört Ihr? und dann bringt uns ein Frühstück und vergeßt Euern Schinken nicht dabei, und um das Stück voll zu machen, könnt Ihr uns zugleich eine tüchtige Portion von Euerm Weine mitbringen; dann vermögen wir zu beurtheilen, wer von euch beiden Recht hat, Ihr oder Euer Nachbar.

Der Wirth verließ das Zimmer, so rasch sein schwerfälliger Körper es gestattete, um die Befehle des Obersten in Ausführung zu bringen. Dieser,

welcher überall wie zu Hause war, hatte bereits in einem Lehnsessel von gewaltigem Umfange Platz genommen und ließ sich in ein Gespräch mit vier Personen ein, die, ihrer Tracht nach zu urtheilen, Seeleute zu sein schienen und auf hölzernen Bänkchen um das Feuer sitzend, ihm ehrerbietig zuhörten.

„Nun, Leute, will's auf der See nicht mehr glücken, da Ihr hier so ruhig am Lande bleibt?" fragte von Sommenstein.

„Was soll ich Euch sagen, Herr," war die Antwort, „die Seefahrt iß ein gut Ding gewest, aberst anjetzo iß auch alles Fett von dem Kessel dervon, und so man mit Stillsitzen mehr verdienen kann, dann müßte man ja übergeschnappt sein, seine Knochen vor nischt und wiedernischt zu wagen, begriffen?"

„So, so! habt Ihr Euer Geschäft verändert? Nun, ich für meine Person würde auch mehr Spaß daran haben, hier auf dem Lande zu leben, als auf einem Stücke Holz hierhin und dorthin zu treiben, ohne das man weiß, ob man sich wieder zurückfindet."

„Ne, Herr, sagt daß nit," entgegnete einer der Matrosen, indem er eine große Blechdose hervorzog und seinen Mund von dem, den Seeleuten so unentbehrlichen, virginischen Kraut fast vollstopfte; „sagt daß nit, Herr. Die See mag Euer Edlen

so schlecht scheinen, weilen Ihr vielleicht niemals nich druf gewest seid; aberst glaubt mir, daß iß ein fröhlichs, lustigs Leben, daß von einem Seemann, unn ich möchte balde wieder druffer sein unn uff einem guten Kiel daß alt Element uffs Neu durchschneiden, unn wär nit ne gewisse Ursach, dann würd Peter Jansen Broek mit seiner Buchs all widder uff een odder dem annern Schiff sein; was meinst Du dervon, Jan Engelen?"

„Daß Du Recht hast, Piet," war die Antwort, „es fangt schon an, mir hier verdammt langweilig zu werden, unn wär's nich um das Geld, so hier zu verdienen iß, ich hätt' auch schon lang den Texel hinterm Buckel."

„Ja, das Geld," sagte ein anderer Matrose von langer Gestalt, mit gebräuntem Gesichte, welches bewies, daß er nicht immer von Europa's Sonne beschienen worden war: „Ja, das Geld seh ich auch noch nicht so geschwind kommen, unn wahrhaftig! wannehr es nach meinem Kopfe ging, dann säß ich auch nich mehr hie am Feuer, wie'n alt Weib. Bloß um kein Spielverderber zu sein, sinn ich mich schon weg; aber verwarten thu ich nix dervonn, unn wenn's noch lang währt, sag ich adjes unn geh fahren unn laß Jerren Ewouts schwatzen, was er will; er soll sehen, daß

Jan Faassen auch noch nich so ganz dümmerlich iß."

„Du kannst ja gehen," rief Jerren Ewouts, „Keener hinnert Dich ja dran, aberst Du mußt bedenken, wer nich da iß, der wird nich mitgerechnet, begriffen? unn was wir an Beut machen, wird zu Dreien getheilt, unn Du wirst das Nachsehen dervon haben. Ich sag Dir das nur, denn voraus geakkordirt gibt hernacher keen Krakeel, begriffen?"

„Ja, das ist gut!" lautete die Antwort; „ich mein, daß ich Dir meinen Antheil an der Beut wohl schenken kann, ohne just großen Schaden dabei zu haben; aber mir dünkt, Jerren, daß Du uns nun lang genuger was vorgeschwatzt hast unn uns jetzunder kurz und gut sagen mußt, wie daß die Sach innenander sitzt."

„Ja, Ihr habt gut schwätzen," sagte Jerren, „aberst ich weiß selber nich so viel dervon, unn was du nicht weißt, daß kannst du nich sagen, begriffen? Ich hab Geld bekommen und hab es ehrlich mit Euch getheilt; ich hab es bekommen, daß ich mit Euch Dreien einen geheimen Anschlag, oder was weiß ich es, sollte helfen ausführen, wobei der Prinz, glaub ich, an der Spitze steht; aberst was der ganze Kram zu bedeuten hat, ich laß mich

kielhohlen, wenn ich was dervon begrief, unn wär's nich ums Handgeld, so wir schonst bekommen haben, unn hätten wir nich versprochen, bei der Sach zu helfen, dann wär ich der erst, der sagte: Kommt Jungens, laßt uns unsere Kist wieder an Bord bringen. Aberst, ein Mann, ein Mann, ein Wort, ein Wort! begriffen?"

„Aber sag mal, Ewouts," fragte Jan Faassen, „Du sagst, der Prinz ist das Haupt des Anschlags, warum fragst Du ihn nich einmal selber, wo die Harke im Stiel sitzt?"

„Bist Du toll, Kerl, oder was geht Dich an? Ich zum Prinz gehen!" rief Ewouts; „daß wär mir was! Er sollte mich kommen sehen! Ich würd'ne schöne Figur machen, wenn ich in meiner Matrosenjack, so mir nix dir nix zu seiner Hoheit käme. Da sollts wohl heißen: Seebär, was willst du? unn was sollt ich dann sagen? Ew. Hoheit, Sie sinn mir mit was an Bord gekommen, wo ich nix von weiß, unn nun kam ich zu Ew. Hoheit, um Euch mal näher nach der Sach zu fragen. Die Anrede sollte wohl gar schön lassen, aber 's würd verkehrt herauskommen, Freund, und es dann heißen: Ihr Pinsel, kümmert Euch nicht um unsere Sachen; Ihr seid wohl trunken oder verrückt? Fort an Bord und verschlaft Euern Rausch

in Euerer Hangematt und kommt mir nicht wieder mit solcher Narrheit an Bord, oder ich werd Euch ein Endchen Tau fühlen lassen, begriffen?“

„Wart!“ rief Jan Engelen; „da fällt mir was ein,“ und indem er sich an Jerren Ewouts wandte, sagte er leise: „Guck, siehst Du dort den dicken und großen Herrn wohl sitzen, der so eifrig mit Essen beschäftigt ist? Er ißt so erschrecklich viel von dem Schinken, der da vor ihm steht, und schwatzt so eifrig mit dem jungen Herrn, der auch wohl seine Portion zwingt, daß ich wette, er hat nix von alle dem gehört, was wir gesprochen haben. Es scheint Jemand von Ansehen, wenigstens sieht seine Kleidung darnach aus, — unn, frag ihn ob er was davon weiß, er sieht mir auch recht freundlich aus; stolz ist er wenigstens nicht, sonst hätt er nich so mit uns geplaudert. Komm, Jerren, Du bist doch unser Haupt, red ihn getrost an.“

„Wohlan, ich will es thun,“ erwiederte Ewouts, und indem er sich darauf an von Sommenstein wandte, sprach er mit geheimnißvollem Tone: „Mein Herr, wenn Ihr es mir nicht übel deutet, wollte ich Euch wohl was wegen einer sichern Sache fragen, womit Euer Edlen sicherlich besser bekannt ist, als ich.“

„Wohlan, fragt nur zu!" entgegnete der Oberst, noch immer wacker beschäftigt mit seinem Frühstück.

„Ich wollte Ew. Edlen fragen, ob Ihr ..... ich will sagen, ob Ew. Edlen auch Etwas wissen von einem gewissen Anschlag, zu dem wir uns verbunden haben, um ihn mit ausführen zu helfen?"

„Was für ein Anschlag? was faselt Ihr von einem Anschlag? Es wird mir ein Anschlag sein, zu welchem man Matrosen nöthig hat! Wenn es noch Soldaten wären, dann wollte ich noch eher Etwas davon glauben; daß aber Matrosen einen Anschlag sollen ausführen helfen, ist gar zu närrisch! Und von welcher Art soll dieser Anschlag denn sein?" So polterte der Oberst heraus; doch Eduard, der aufmerksam zu werden anfing, erblaßte, da er sich deutlich erinnerte, daß am Abende zuvor von vier Matrosen die Rede war, welche die Verschworenen durch Geld für ihre Sache gewonnen hatten.

„Ja, das weiß ich eben selber nich," gab Ewouts zur Antwort; „aber das weiß ich, daß sie in dieser Sach erfahrenen Matrosen den Vorzug gegeben haben vor den Landkrabben oder Soldaten, begriffen? unn um Ew. Edlen zu zeigen, daß es kein Pappenstiel iß, dann schaut mal diese Börse an!" Bei diesen Worten zog er eine mit Gold

gefüllte Börse hervor. „Das beweist wohl noch, daß die Sach von Wichtigkeit sein muß, unn wann die Sach gut abläuft, dann soll es für uns Geld regnen, wie Wasser, begriffen? unn Jerren Ewouts wird dann wohl noch einmal ein großer Herr."

„Aber Leute, die Sache ist nicht richtig," rief ihnen von Sommenstein zu, „und wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt, dann laßt Euch nicht weiter darauf ein. Es könnte ja gar ein Anschlag gegen das Land sein, und wenn derselbe entdeckt wird, dann möchte es nicht gut für Euch ablaufen, wenn es herauskommt, daß Ihr darin verwickelt waret. Wahrhaftig, ich glaube, daß Ihr gar nicht übel daran thätet, die Sache anzuzeigen. Was sagt Ihr dazu, Eduard? Ihr seid Advokat und könnt mich Euere Gedanken einmal hören lassen."

Eduard sah nun, das Kroonenburgs Prophezeiung nicht weit davon entfernt war, in Erfüllung zu gehen, und jetzt hing es von seiner Antwort ab, ob die Verschwörung entdeckt werden sollte, oder nicht. Wenn er den Vorschlag des Obersten gut hieß, würde dieser, bei seinem durchgreifenden Wesen, wahrscheinlich auf der Stelle die Matrosen mit nach dem Haag genommen und die Sache der Obrigkeit angezeigt haben. Schon sah er in Ge-

danken die Herren von Oldenbarneveld im Kerker, seinen geheimnißvollen Freund Kroonenburg in Fesseln und endlich alle Verschworenen auf dem Schaffot durch die Hand des Scharfrichters das Leben verlieren. Bald aber wurde er von von Sommenstein in seinen Gedanken gestört.

„Da haben wir's ja!" rief dieser lustig aus: „Jahrelang studirt man, lernt Griechisch, Lateinisch, Hebräisch und der Himmel weiß was alle noch mehr, und dann ist man Advokat! Ja wohl; aber wenn man dann seinen Rath geben soll in einer Sache, wie die vorliegende, dann sitzt man da, den Mund voller Zähne, und dann muß ich, der ich von Latein und alle dem Zeug Nichts verstehe, dann muß ich, sage ich, die Sache noch aus der Welt schaffen!"

„Und wie wollt Ihr das anfangen?" fragte Eduard.

„Ganz einfach, Freundchen!" war die Antwort. „Ihr wißt, ich bin nur hierher gekommen, um einmal nachzusehen, wie es mit meinem Pachthofe steht; nun, wenn ich dort gewesen bin, dann gehen wir und diese vier Matrosen alsbald nach dem Haag und zeigen die Sache an. Bleibt Ihr so lange hier, ich will bald fertig sein und wiederkommen!"

Mit diesen Worten verließ er die Herberge und ließ Eduard mit den Matrosen allein.

„Ja, mein Herr, das ist Alles recht gut," sagte Jerren Ewouts zu Eduard; „wir wollen zwar mitgehen, aberst ich hatte gehofft, den Prinzen hier anzutreffen; dann könnte man ihm ja hier Alles frank und frei erzählen; denn um die Wahrheit zu sagen, ich hab schon lang gedacht, daß ein Knoten dabei müßt sein. Aberst nach dem Haag zu gehn, daß iß es just, was mir nich recht gefällt, begriffen? Ich glaube, daß es mir etwas blömerand wird werden, wenn ich in den Palast seiner Hoheit komm; denn wir sind nur einfältige Seeleut und wissen nich so recht, welchen Kurs wir nehmen sollen, wenn wir mit dem Prinzen sprechen müßen. Also wenn wir im Haag vor dem Prinzen stehen, dann wünschten wir, daß Ew. Edlen, mein Herr, für uns das Wort thun thätet, denn so eben nannte man Euch Affokat, unn ein Affokat kann doch besser schwatzen, als ein Matros; unn nu wollten wir gerne wissen, ob Ihr uns dies Pläsier machen wollt?"

„Wie gerne ich es auch wollte, so kann ich es doch nicht; denn vorerst weiß ich ja nichts Bestimmtes von der Sache."

„O, Herr, daß will ich Euch wohl erzählen,"

rief Jan Engelen, der aber bald in seiner Rede gestört wurde. Der Wirth nämlich, seine Mütze in der Hand, trat ein, gefolgt von einem Mann von mehr als gewöhnlicher Länge, dessen Gesicht zum Theil durch seinen Mantel verdeckt war. Der Wirth machte eine Verbeugung nach der andern und bot ihm den großen Armsessel an, den von Sommenstein eben verlassen hatte. Der Fremde legte seinen Mantel ab, und als er sein Gesicht gegen Eduard wandte, stand dieser wie vom Blitze getroffen, als er ihn erkannte.

Die Ankunft des Fremden hatte das Gespräch auf einige Augenblicke unterbrochen, allein Jerren Ewouts, der nicht lange schweigen konnte, nahm es bald wieder auf.

„Nun, mein Herr," sagte er zu Eduard, „was denkt Ihr von der Sach? Mich dünkt, so ich an Euerm Platz wär, ich thät's."

Eduard gab gar keine Antwort; Angst und Schreck zeigten sich auf seinem Gesichte. Er trat an's Fenster; aber Ewouts verfolgte ihn auch dahin mit seinem Anliegen, wovon aber unser Held wenig verstand. Sein Auge war stier und unabwendbar auf den Fremden gerichtet, welcher am Feuer stand und wartete, bis man sein Pferd getränkt haben würde.

Der Wirth trat ein, um dem Fremden zu sagen, daß Alles in Ordnung sei, und alsbald stand dieser auf, um das Haus zu verlassen. In demselben Augenblicke aber sagte Ewouts zu Eduard: „Aberst um Gottes willen, so hört doch, Herr! Wenn's ein Anschlag auf das Leben des Prinzen wär, dann würd er uns wahrscheinlich gut belohnen, unn glaubt mir, Herr, Ihr würdet auch nich schlecht derbei fahren, so Ihr derbei unser Affokat gewesen wäret, begriffen?"

Der Fremde blieb stehen, als er diese Worte hörte, und Eduard war es, als er es sah, als müßte er in den Boden versinken. „Laßt mich in Ruhe," fuhr er Ewouts an; „ich habe mehr zu thun, als mich auf Euere Narrheiten einzulassen. Wenn Ihr den Prinzen sprechen wollt, so thut es, aber laßt mich ungeschoren; ich menge mich nicht in fremde Angelegenheiten."

Bei diesen Worten kehrte er Ewouts den Rücken zu; aber dieser, ohne sich abschrecken zu lassen, fuhr fort: „aberst ich hab Euch ja schon gesagt, daß ich nicht die Kurasche hab, den Prinzen im Haag zu sprechen, weilen er dorten nich allein iß, wenn er hier wär, dann freilich ....."

„Nun, was würdet Ihr dann thun?" rief der Fremde, „und was habt Ihr ihm denn zu sagen?"

Bei diesen Worten faßte Eduard einen Stuhl, um nicht umzusinken, so sehr hatten Angst und Schrecken sich seiner bemeistert.

„Ja, was ich alsdann thun würd, mein Herr? Nich wahr, was ich alsdann thun sollt? Ihm wahrscheinlich sagen, was er schon längst weiß, Etwas, was entweder nichts von Belang iß, oder Etwas von großem Belang, je nachdem's ausfallen thut, begriffen?"

„Aber was habt Ihr ihm denn zu sagen?" fragte der Fremde, während seine majestätische Stirne sich runzelte, indeß er sprach: „Was ist es denn? Haltet mich nicht länger auf, denn ich habe Eile."

„Niemand hält Euch ja auf, unn wenn Ihr Eil haben thut, dann geht nur," entgegnete Ewouts ärgerlich. „Ich bin kein Kind, und verzähle nich Jedem meine Angelegenheit, begriffen? unn Ihr könnt noch lang warten, eher ich Euch was sagen thue, denn ich war nich mit Euch, sondern mit dem Herrn da im Gespräch, und die Sach, von der wir sprechen thaten, betraf nicht Euch, sondern den Prinzen, begriffen?"

„Nun, dann sprecht," rief der Fremde zornig; „sprecht, ich bin Mauriz, Prinz von Oranien."

Sprachlos stand Ewouts da, als er diese Worte vernahm. Er, der noch kurz zuvor der

Himmel weiß was gesagt und gethan haben würde, falls der Prinz vor ihm in der Herberge stände, war jetzt stumm, da er seinen Wunsch verwirklicht sah, und starrte Mauriz offenen Mundes an. Dieser, ungeduldig werdend, sprach etwas finster: „Nun, Freund, da bin ich jetzt, was habt Ihr mir zu sagen?"

Ewouts wurde noch verwirrter. „Ich wollte Ew. Hoheit sagen thun," stammelte er, „was Ew. Durchlauchtigkeit längst weiß."

„Wollt Ihr Euern Spaß mit mir treiben?" herrschte Mauriz ihn an und zog die Augenbrauen zusammen: „Sprecht, ich befehle es Euch!"

Jetzt war der Matrose noch mehr aus seinem Konzept gebracht, und indem er seine Mütze, die er in der Hand hielt, fast in Stücke zerpflückte, sprach er mit niedergeschlagenen Augen: „Ich wollte Ew. Durchlauchtigen Hoheit eigentlich Nichts sagen," und um die Sache voll zu machen, setzte er noch sein „begriffen?" hinzu.

„Kerl," rief der Prinz, „ich werde Euch lehren, mit wem Ihr sprecht," und indem er ihn beim Kragen faßte, fuhr er zornig fort: „Gebt mir nun ordentlich Antwort, und wagt es nicht noch einmal, mich mit Euern Albernheiten und Euerm ‚begriffen?' foppen zu wollen!"

„Ich will Ew. Hoheit durchaus nicht foppen thun, bei meiner Seel nich!" und hier folgte eine Reihe ausgesuchter Seemannsflüche; „aber ich, Ew. Hoheit, ich kann mich eigentlich nich recht gut ausdrücken, begriffen? oder ne, nich begriffen, nich begriffen, wahrhaftig nich begriffen!"

„Der Kerl ist verrückt oder besoffen!" sprach der Prinz, wider Willen lächelnd.

„Ne, ganz und gar nich besoffen, unn auch nich verrückt, gar nich, Hoheit, aberst so was verblüfft, begr.....; aber Jan Faassen, gnädiger Prinz, der wird Euch Alles erzählen, der kann es besser, als ich;" und indem er sich an diesen wandte, fuhr er fort: „Zu, Jan, bester Jan, verzähl es nur Sr. Hoheit. Du kannst ja lesen und schreiben, unn bist klüger als ich. Zu, lieber Junge; sei nur nich bang, der Prinz iß ja so leutselig unn freundlich, wie ein Kind!"

Jan Faassen trat auf den Prinzen zu und befreite Ewouts aus seiner Verlegenheit. Nach einigen steifen Verbeugungen begann er also:

„Ew. Hoheit deute es mir nicht übel, daß ich so frei bin, Ihn nach Etwas zu fragen."

„Der spricht doch wenigstens besser," sprach Mauriz bei sich selbst, und erwiederte dann laut: „O nein, fragt nur ruhig Alles, was Ihr wollt."

„Nun dann,“ nahm Jan Faassen das Wort: „Ich, nebens Jerren Ewouts, Peter Janson Broek unn Jan Engeln sind zu Rotterdam angeworben worden zum Vollbringen eines Anschlags zum Besten des Landes. Wir haben zugesagt unn uns verbinden gethan; aberst als wir näher über die Sach nachdenken, iß es uns vorgekommen, daß wir hierinne nich vorsichtig genug handeln thaten, unn wollten nun Ew. Hoheit fragen, ob dieser Anschlag mit Euerm Wissen und Willen gemacht iß.“

Der Charakter des Prinzen war nicht ganz von Argwohn frei zu sprechen, und so war es kein Wunder, daß er, als er von einem Anschlage hörte, von welchem er nicht die geringste Kenntniß hatte, durchaus nicht zweifelte, daß er auf sein Leben gerichtet sei. Mit festem Tone antwortete er also: „Nein!“ und hätte wahrscheinlich noch mehr gesagt, wenn nicht Jerren Ewouts, in welchem jetzt, da er sah, daß die Sache Maurizen interessirte, seine Schwatzlust wieder erwacht war, ihm etwas unhöflich in die Rede gefallen wäre: „Unn dann beliebe Ew. Hoheit noch zu bemerken,“ sprach, oder schrie er vielmehr, „daß wir es auch nicht so ganz umsonst gethan haben.“

„Nicht?“ fragte der Prinz: „Hat man Euch denn Geld angeboten?“

„Daß sollt ich meinen!" antwortete er, indem er Faassen zur Seite drängte, um allein das Wort zu führen: „Allerdings, Hoheit, haben sie's uns angeboten, unn nich bloß angeboten, sondern gegeben sogar, begriffen? und keine Kleinigkeit, Herr, dreihundert Gulden unn Alles in gerandeten Dukaten, Hoheit, so daß einem Menschen das Herze lacht, so er's sieht; schaut her, hier sind sie, Alle vollständig und richtig gezählt!" Bei diesen Worten zog er ein Beutelchen hervor, welches in der Tasche seiner Matrosenjacke gesteckt hatte und zu größerer Sicherheit mit einer Kordel im Knopfloche festgebunden war, zum Unglück war die Kordel in einem Knoten.

Indem er unter Flüchen bald mit den Zähnen, bald mit den Fingern den Knoten zu lösen versuchte, stand er mit rothem Gesichte da, als Mauriz, der vor ihm stand, sich nicht länger halten konnte und rief: „Aber, Kerl, was macht Ihr jetzt wieder?" worauf Ewouts ganz lakonisch erwiederte: „Ich wollte Ew. Hoheit mal die Dukaten zeigen, begriffen?"

„Packt Euch zum Teufel mit Euern Dukaten," rief Mauriz ärgerlich, „und wagt es nicht noch einmal, mir in die Rede zu fallen!"

Langsam trat Ewouts zurück und schob Jan

Faassen wieder vor. „Nun, Freund," fuhr Mauriz, gegen diesen gewandt, fort: „Sagt mir nun einmal, wer Euch Leute angeworben hat."

„Das kann ich Ew. Hoheit nich sagen, weilen ich den Namen des Mannes nich weiß; nur weiß ich so viel, daß es einer von den vier Männern iß, die in der Herberge zum Gecken eingekehrt sind."

„Vergeßt auch nich, Sr. Hoheit die Geschichte mit dem Koffer zu erzählen," flüsterte Jan Engelen Faassen in's Ohr.

„O ja," fuhr dieser fort, „Ew. Hoheit muß auch noch wissen, daß wir einen Koffer, der gewiß auch Bezug auf den Anschlag hat, in die Herberge zum Helm gebracht haben, aberst ob Jemand dort eingekehrt ist, können wir Ew. Hoheit nich sagen."

„Männer," sprach Mauriz, „begebt Euch sofort nach dem Haag und verfügt Euch unmittelbar an meinen Hof. Ich selbst werde auf einem andern Wege dahin kommen; und nun rathe ich Euch, daß Ihr Euch dort etwas manierlicher betragt, als es hier der Fall war," sprach er, zu Jerren Ewouts gewandt, und sodann an Alle sich wendend, fuhr er fort: „Ihr Alle habt bewiesen, daß Ihr wackere Männer seid, und wenn es sich findet, daß Das,

was Ihr mir gesagt habt, Wahrheit ist, dann wird Mauriz von Oranien wissen, wie er Eure Tugend belohnen soll."

So war also Alles entdeckt, wie Kroonenburg im voraus gesagt hatte; nur wußte Mauriz noch nicht die Namen von Denen, die sich zu seinem Sturze verbunden hatten. Allein wie bald mußte er auch diese erfahren und dann blutige Rache nehmen an Denen, die das Staatsoberhaupt zum Ziel ihrer schändlichen und unüberlegten Verschwörung zu machen gewagt hatten.

Ich will sie zu retten suchen, dachte Eduard, welcher die Gefahr vor Augen sah, worin seine Freunde schwebten, falls sie ergriffen würden. Er rief also den Wirth und befahl ihm, gleich sein Pferd zu satteln. Dies war bald geschehen, und als er sah, daß der Stallknecht das Pferd vorführte, schickte er sich an, sich zu entfernen. Aber als er die Stube verlassen wollte, trat ihm Mauriz in den Weg. „Ihr habt allzuviel gehört, mein Herr, als daß ich Euch dürfte abreisen lassen, bevor ich selbst abgereist bin."

„Ew. Hoheit wird mich doch nicht hindern wollen, mich zu begeben, wohin ich will?" sprach Eduard, dessen Angst den höchsten Gipfel erreicht hatte.

„Das werde ich doch thun, mein Herr," ver-

setzte der Prinz. „Ich verlange von Euch, daß Ihr diese Herberge nicht verlaßt, bevor der Abend dämmert, und zu dem Ende werde ich so frei sein, Jemanden, dem ich trauen kann, hierher zu schicken, mit dem Ihr die Zeit verplaudern könnt, und den ich zugleich beauftragen werde, Euch nicht vor dem Abende nach dem Haag zu lassen. Ich hoffe nicht, daß Ihr Euch durch dies mein Verfahren beleidigt fühlen werdet. Ihr habt gehört, was ich gehört habe; wenn Ihr gleichzeitig mit mir die Stadt erreichtet, könntet Ihr leicht den Verschworenen Nachricht geben, daß ihr Anschlag verrathen ist. Ich kenne Euch nicht, mein Herr, und weiß also nicht, wie weit ich Euch vertrauen kann, und meine eigene Sicherheit, sowie die des Staates, erheischt es, daß ich mit Umsicht zu Werke gehe."

„Ich würde mich selbst erniedrigen," entgegnete Eduard, „wenn ich Ew. Hoheit sagen wollte, daß ich mit der Verschwörung in keinerlei Verhältniß stehe; allein es thut mir leid, mit Ew. Hoheit hier zusammengetroffen zu sein; denn meine Gegenwart im Haag ist durchaus nöthig."

„Wohlan," antwortete Mauriz „dann könnt Ihr mit mir gehen; meine Gesellschaft wird Euch doch nicht beleidigen?"

„Ich dachte nicht", versetzte Eduard kühn, „daß

Mauriz von Oranien sich zum Geschäft eines Gerichtsdieners erniedrigen könnte."

„Ihr werdet witzig, mein Herr! Aber gut, wenn Ihr das nicht wollt, dann müßt Ihr hier bleiben, ich befehle es!"

Eduard wurde von Angst fast verzehrt. Wüthend und ohne fast selbst zu wissen, was er sagte, rief er: „Mir befehlen? Ich heiße Westburg und bin Advokat."

„Und ich heiße Mauriz und bin Prinz von Oranien! Oder denkt Ihr etwa, daß der Titel ‚Advokat' Euch über jeden Verdacht erhebt, und daß ich nicht die Gewalt habe, Euch trotz Euerm Titel ‚Advokat' zu befehlen?"

„Ew. Hoheit," erwiederte Eduard," hat bereits mehr gethan, als einem gewöhnlichen Advokaten befehlen, und der 24. Mai 1619 *) ist in noch zu frischem Andenken, an welchem ein Mann, der auch den Titel Advokat, und zwar Landesadvokat, führte, trotz alle dem sein ehrwürdiges Haupt auf dem Schaffot verlieren mußte. Sollte ich also noch Zweifel hegen, ob Mauriz von Oranien einem Advokaten zu befehlen habe?"

---

*) Tag der Hinrichtung Johanns von Oldenbarneveld.

„Es kommt mir vor, Herr Advokat, daß Ihr Euern Witz in spitzigen Redensarten erschöpfen wollt. Wenn Ihr dabei die Absicht habt, mich zu beleidigen, dann irrt ihr in der Wahl Euerer Mittel!" sprach Mauriz mit Verachtung.

Eine scharfe Antwort lag auf Eduards Zunge, aber ein gewaltiger Rumor auf dem Hofe des Wirthshauses, worin er die Stimme des Obersten laut und deutlich vernahm, war die Ursache, daß er schwieg. Wenige Augenblicke nachher trat von Sommenstein in das Zimmer. Ohne Jemand anzusehen oder zu grüßen, rannte er auf Eduard zu und rief: „Was sind denn das wieder für dumme Streiche? Hektor wurde kaum wieder warm in dem Stalle, und nun laßt Ihr ihn im Zuge stehen. Das heißt ja das beste Pferd in den Grund verderben, und wo wollt Ihr hin?" Jetzt fiel sein Auge plötzlich auf Mauriz, denn er alsbald erkannte. „Ew. Hoheit verzeihen mir," sagte er, die Hand an den Hut legend, „daß ich Euch nicht eher gesehen und gegrüßt habe; man ist sein selbst nicht mehr Meister, wenn man sieht, daß seine Pferde so ruinirt werden. Dieser junge Herr hatte es schön darauf angelegt, Hektor zu verderben, und Ew. Hoheit weiß, was es für ein

gutes Pferd ist, da ich es vor drei Jahren aus Dero Gestüt bekommen habe."

„Wir vergeben es Euch," entgegnete Mauriz, „daß Ihr Euern Pferden vor uns den Vorrang gebt!"

„Meinen Pferden vor Ew. Hoheit den Vorrang geben?! Nein, wahrlich nicht!" rief von Sommenstein; „aber man geräth in Hitze, wenn man sieht, daß ein gutes Pferd verdorben wird. Ich bitte Ew. Hoheit einmal an's Fenster zu treten, um Hektor einmal zu sehen; Niemand wird das Thier mehr kennen, so ....."

„Genug!" fiel ihm der Prinz in die Rede. „Ihr müßt mir jetzt einen Dienst erweisen!"

Nun nahm er den Obersten bei Seite und flüsterte ihm in's Ohr: „Dieser junge Mann, der, wie Ihr sagt, im Begriffe war, Euer Pferd zu verderben, kommt mir etwas verdächtig vor. In diesem Augenblicke erfahre ich, daß man eine Verschwörung, wahrscheinlich gegen mich, angezettelt hat, und wenn er nicht zu den Verschworenen gehört, so steht er doch, meiner Ansicht nach, in Verbindung mit ihnen."

„Der?" rief von Sommenstein verwundert aus: „Der ein Verschworener! Ich bitte Eure Hoheit, glaubt das nicht; er ist Ew. Hoheit zu sehr

ergeben, als daß er eine so ruchlose That unternehmen sollte."

„In diesem Augenblicke habe ich ein Pröbchen von seiner Ergebenheit kennen gelernt, da er sich viele Mühe gegeben hat, mich zu beleidigen!"

„O, Ew. Hoheit kennt ihn nicht. Er ist auffahrend, wie ein Pulverwagen, dem's Feuer zu nahe kommt, wenn er in Eifer geräth."

„Kennt Ihr ihn."

„Freilich, Hoheit, ja, ich kenne ihn sehr genau, denn er wohnt in meinem Hause."

„Steht Ihr für ihn ein?"

„Wie für mich selbst! und Ew. Hoheit kennt mich gut genug, um zu wissen, daß ich es nicht thun würde, wenn ich von seiner Treue nicht vollkommen überzeugt wäre, und glaubt mir, wenn ich merkte, daß er solcherlei Dinge im Schilde führte, dann würde ich ihn selbst den Gerichten überliefern, ungeachtet er mein Freund ist."

„Gut, Oberst; ich habe Euer Wort; er kann gehen, wohin er will." Mit diesen Worten verließ der Prinz das Zimmer, von Sommenstein folgte ihm und hielt ihm den Steigbügel, und nachdem Mauriz ihn gegrüßt hatte, eilte er im strengsten Gallopp nach dem Haag."

„Nun, Ihr seid mir der Rechte, das versichere

ich Euch!" rief von Sommenstein Eduard zu, als er wieder eintrat. „Was wird Sr. Hoheit von Euch gedacht haben? Ihr hofft, einen Posten zu bekommen, nicht wahr? Nun, Ihr fangt es schön an! Ihr beleidigt Sr. Hoheit, und das ist just der Mann, der die Sache in Händen hat."

„Laßt uns fort," entgegnete Eduard, „meine Anwesenheit ist im Haag durchaus nöthig."

Von Sommenstein genügte diesem Wunsche, und wenige Augenblicke nachher sah man zwei Reiter auf dem Wege von Ryswyk nach dem Haag, deren einer der Oberst, der andere Eduard war.

Vierzehntes Kapitel.

„Kind, Kind, seid doch nicht so ausgelassen fröhlich! Vögelchen, die so früh singen, werden am Tage eine Beute der Katze, sprach Jansje zu Elisabeth an dem Morgen, wo von Sommenstein und Eduard ihren Ausflug machten, womit wir den Leser im vorigen Kapitel bekannt gemacht haben.

„Aber, Jansje, habe ich denn nicht Ursache, vergnügt zu sein? Bald gibt es ja eine Hochzeit, wenn Johann und Marie getraut werden. Ihr waret ja selbst so froh wie ein Kind, als Marie eben kam und uns sagte, daß ihre Mutter endlich die Einwilligung zur Verbindung mit Johann gegeben habe.“

„Ich glaube,“ versetzte die Wittwe Dirksen, „daß der große, dicke und freundliche Oberst wohl am meisten dazu beigetragen hat.“

„Freilich,“ versetzte Elisabeth, „das hat er gewiß gethan; er ist so gut und ich habe ihn auch so lieb.“

„Pfui, Herzchen! schämt Ihr Euch nicht, das so rund heraus zu sagen? Und was würde Eduard dazu sagen, wenn er es hörte? den habt Ihr doch auch so lieb, und mein Vater seliger pflegte immer zu sagen: Man kann nicht zweien Herren zugleich dienen!“

„Ei!“ rief Elisabeth aus, „Ihr nehmt es auch gleich wieder von der schlimmsten Seite, liebe Jansje. Ich sage ja nicht, daß ich den Obersten liebe; ich sage ja nur, daß ich ihn lieb habe, weil er Johann bei Frau von Duinen behülflich gewesen ist bei seiner Bewerbung um die Hand ihrer Tochter; aber ich liebe Eduard, weil....“ Hier erröthete sie stark und brach das Gespräch ab.

„Nun, liebes Herz,“ fuhr die alte Frau fort, „Ihr liebt Eduard, weil.....“

„Ei, da ist ja Johann an der Thüre!“ fiel Elisabeth der Wittwe Dirksen in die Rede und eilte nach der Thür.

„Willkommen, Johann!“ rief sie ihm entgegen; „Da hast Du uns aber recht überrascht mit Deiner unerwarteten Ankunft.“

„Ich danke Dir, Schwesterchen!“ erwiederte Johann, und nachdem er sich nach dem Befinden des Vaters erkundigt hatte, erzählte ihm Elisabeth fröhlich, daß Frau von Duinen endlich

ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit Marie gegeben habe. Schnell verließ Johann seine Schwester und eilte auf den Flügeln der Liebe zu seiner Braut. —

Als Johann sich entfernt hatte und Elisabeth sich mit Wittwe Dirksen wieder allein befand, würde diese wieder angefangen haben zu fragen, warum sie denn Eduard liebte, als dieser in von Sommensteins Begleitung eintrat.

„Nun, schönes Nichtchen," redete er Elisabeth an, „und wenn Ihr es auch noch nicht seid, so hoffe ich doch, daß Ihr es bald werdet, wenn Johann Marie heirathet. Erlaubt mir, daß ich Euch nach altem Gebrauche einen Kuß zum guten Morgen gebe!" Bei diesen Worten nahm er Elisabeth und drückte einen herzlichen Kuß auf die Lippen des erröthenden Mädchens. —

„Und was steht Ihr denn so in Gedanken, Eduard? Schnell folgt meinem Beispiele und seid nicht eifersüchtig, daß ich der erste gewesen bin. Er faßte ihn bei der Hand und führte ihn zu Elisabeth, welche aber verschämt ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Jetzt erhob sich, wie der Oberst gesagt haben würde, ein kleines Scharmützel zwischen den Liebenden, und jeder Angriff Eduards auf die Lippen des

schönen Mädchens mißglückte; wahrscheinlich hätte er doch am Ende den Sieg davon getragen, wäre nicht Jansje zwischen Beide getreten, weil sie glaubte, daß es Elisabeth lieb wäre. Inwiefern sie dabei Recht oder Unrecht hatte, überlasse ich dem Urtheile der schönen Leserinnen.

„Laßt mein Fräulein doch in Ruhe, Herr Eduard," sagte sie, indem sie sich vor dieselbe postirte: „das liebe Kind hält Nichts auf dergleichen Artigkeiten; sie ist zu brav und zu sittig erzogen, um an so was Geschmack zu finden!"

„Wer thut denn hier Etwas, was nicht sittig wäre?" rief von Sommenstein aus, mißvergnügt, wie er stets war, wenn man ihn in etwas störte, woran er Behagen hatte: „Laßt doch Jansje, und tragt die Fromme jetzt nicht so zur Schau! Als Ihr eine dreißig Jährchen jünger wart, wart Ihr einem so unschuldigen Vergnügen, als wir es hier haben, nicht so gram."

„Mein Vater seliger hätte mal sehen sollen, daß ich mich von Jedermann küssen ließe!" rief Jansje in ihrer Würde gekränkt. „Er wollte es sogar nicht mal haben, daß mein Dirksen seligen Andenkens mich küßte, ehe wir verheirathet waren."

„Aber sagt darum nicht," versetzte von Som-

menstein lachend, „daß er Euch nicht geküßt habe, wenn Euer Vater seliger es nicht sah.“

„Es scheint, Ihr wollt mich beleidigen,“ rief die Wittwe Dirksen aufgebracht, als sie merkte, daß man sie zum Besten hatte, „aber ich bin schon zu alt, als daß ich mir das von Euch, Herr Oberst, sollte gefallen lassen!“ Nach einer tiefen Verbeugung verließ sie hastigen Schrittes das Zimmer.

„Ich habe Euch bereits gesagt,“ sprach nun Eduard zu von Sommenstein, „daß ich etwas Wichtiges zu thun habe, und deßhalb beurlaube ich mich jetzt von Euch, und auch von Euch,“ sagte er, indem er sich vor Elisabeth verbeugte und sich darauf eilig entfernte.

„'s ist doch ein wackerer Junge,“ bemerkte nun von Sommenstein gegen Elisabeth, als sie allein waren, „ein hübscher Bursche, hübscher als ich, dieser Eduard, nicht wahr, Nichtchen?“ — Elisabeth wußte nicht, was sie darauf antworten sollte, und der Oberst, ohne es abzuwarten, fuhr fort:

„Es wundert mich darum auch gar nicht, daß Ihr ihn liebt, und glaubt mir, schönes Mädchen, ich möchte Euch beide gern glücklich sehen. Es würde ein hohes Fest für mich sein, wenn ich Euch

und Eduard gleichzeitig mit Johann und Marie am Traualtare stehen sähe, und vielleicht käme ich dann am Ende noch mit einer Braut dazu, denn aller guten Dinge sind ja Drei."

„Nun, erröthet nur nicht, schönes Nichtchen," fuhr er fort, als er sah, daß Elisabeths Wangen sich mit einer dunkeln Röthe überzogen; „erröthet nur nicht! Wenn Ihr das jetzt schon thut, wie werdet Ihr Euch denn halten, wenn ich Euch einmal den Plan mittheile, den ich bei mir entworfen habe!"

Jetzt trat der alte Velsen ein, grüßte den Obersten herzlich und lud ihn ein, an dem Mahle Theil zu nehmen, welches er zur Verlobung Johanns mit Marie diesen Abend geben wolle.

„Gern nehme ich Euer Anerbieten an, alter Freund. Ihr wißt es ja, wo Freude herrscht in Verbindung mit einem guten Glas Wein und einer schmackhaften Mahlzeit, da bin ich gerne dabei. Doch das jetzt beiseite; ich habe eine Bitte an Euch."

„Sprecht!" versetzte Velsen, „wenn ich Euch in dem Einen oder Andern dienstlich sein kann, wird es mir Freude machen."

„Meine Bitte an Euch betrifft nicht mich selbst," sprach von Sommenstein, und Elisabeth, welche errieth, was seine Bitte betreffen würde,

verließ erröthend, aber doch dem Obersten freundlich zulächelnd, das Zimmer.

Was der Oberst dem alten Velsen vortrug, werden die meisten Leser schon errathen haben; um aber Keinen in Ungewißheit zu lassen, will ich in wenigen Worten mittheilen, daß nämlich von Sommenstein um die Hand Elisabeths warb, nicht für sich selbst, nein, sondern für seinen Freund Eduard.

„Schon lange habe ich bemerkt, daß zwischen ihm und meiner Tochter ein inniges Verständniß obwaltet," sprach Velsen; „aber ich überlasse es Eurem eigenen Urtheil, mein lieber Oberst, ob ich wohl meine Zustimmung zu einer Verbindung zwischen ihnen geben kann. Ihr seid eben so gut als ich mit Eduards Verhältnissen bekannt: wer ist er? welches ist seine Herkunft? wer seine Eltern? Das sind lauter Fragen, die Niemand beantworten kann. Ihr werdet sagen: Er ist ein wackerer junger Mann, gegen dessen Betragen Niemand Etwas vorbringen kann. Das leugne ich nicht; allein Elisabeth ist meine einzige Tochter, und nun frage ich Euch, ob es nicht Thorheit sein würde, sie ihm anzubieten? Ich sage anbieten; denn er hat sich noch nicht um sie beworben, und es könnte also wohl den Schein haben, als ob ich

sie mit aller Gewalt unter die Haube bringen wollte."

„Nun, nun! Hat Euer Räsonnement nun endlich ein Ende?" rief von Sommenstein ungeduldig; „Ihr sprecht von Anbieten? Wenn Ihr das denkt, dann irrt Ihr sehr. Glaubt mir, Eduard und Elisabeth lieben einander, wie..." Hier blieb der Oberst stecken. Er hatte sich poetisch ausdrücken und ein erhabenes Bild gebrauchen wollen, um die Zuneigung, welche die jungen Leute zu einander hegten, zu bezeichnen; allein er hatte zu wenig Romane gelesen, oder vielmehr er besaß zu wenig dichterisches Gefühl, um es zu können. Er gab also seinen Vergleich auf und fuhr fort: „Daß er Euch noch nicht um die Hand Eurer Tochter gebeten hat, lieber Freund, ist ein Beweis seines Zartgefühls. Er weiß, daß man mit dem Dunkel seiner Herkunft bekannt ist, und ist für das Wohlwollen, welches er in Eurem Hause genossen, zu dankbar, als das er es wagen möchte, einen Antrag zu machen, von dem er denkt, daß er Euch vielleicht kränken könnte."

Lange noch dauerte ihre Unterredung fort; allein wir wollen dem verehrten Leser nur kurz das Resultat mittheilen, daß von Sommenstein es endlich dahin brachte, daß Velsen versprach, wenn

Eduard sich um die Hand seiner Tochter bewerbe, seine Bewerbung nicht ganz abzuweisen, daß er aber vorher die Sache noch einmal reiflich in Erwägung ziehen werde. —

Doch wir wollen zu unserm Helden zurückkehren, den wir bereits zu lange aus dem Auge verloren haben.

Fünfzehntes Kapitel.

Als Eduard Velsens Haus verlassen hatte, wußte er nicht, wohin er seine Schritte zuerst wenden sollte. Er wollte retten, wo er irgend konnte; aber wie sollte er seine Freunde von der drohenden Gefahr unterrichten, ohne bemerkt zu werden? Geschah dies, dann war auch er verloren; denn der Verdacht des Prinzen ruhte auf ihm, und wahrscheinlich hatte dieser schon geheime Kundschafter ausgesandt, die seine Handlungen und Wege beobachten mußten. Er wollte sich nicht gerne in unnöthige Gefahr begeben, nahm sich aber vor, die Männer, welche in der Herberge zum Gecken abgestiegen waren, zu warnen. Waren diese geflohen, dann konnte er hoffen, daß auch seine Freunde gerettet wären. Die Matrosen kannten von allen Verschworenen nur diese, und wie gefährlich mußte es sein, wenn Die ergriffen wurden, welche den ganzen Zusammenhang der Verschwörung kannten. Nach jener Herberge richtete Eduard seine

Schritte, eilte durch die breiten Straßen mit der Schnelligkeit eines gescheuchten Rehes und erreichte müde und außer Athem sein Ziel. Es war aber schon zu spät. In demselben Augenblicke, als er dort hinkam, sah er die vier Unglücklichen durch Gerichtsdiener gefesselt abführen. Das Blut starrte ihm in den Adern und er hüllte sein Gesicht in seinen Mantel. „Nun ist Alles ohne Rettung verloren,“ sagte er zu sich selbst; „wüßte ich nur, wo sich Kroonenburg jetzt aufhält, aber wo soll ich ihn finden?“ und ein Thränenstrom netzte seine Wangen. Jetzt erinnerte er sich, daß die Matrosen auch die Herberge zum Helm genannt hatten, allein wer sich dort aufhielt, wußte er nicht; vielleicht konnte er dort nützlich sein, und eilends begab er sich dahin.

Für Diejenigen unserer Leser, welche nicht genau mit dieser traurigen Geschichte bekannt sind, dürfte es nicht unpassend sein, hier eine kleine Abschweifung zu machen und sie näher in die Sachlage einzuführen.

Als Mauriz im Haag angekommen war, rief er alsbald seinen Hof zusammen und unterrichtete denselben von dem gegen ihn geschmiedeten Anschlag. Die vier Matrosen wurden auf's Neue verhört und machten dieselbe Erzählung, die dem Leser bereits bekannt ist. Darauf erhielten sie ein Geldgeschenk und die Erlaubniß, sich ein Vergnügen zu

machen, jedoch sich nicht weit zu entfernen, damit sie gleich bei der Hand wären, wenn man ihrer bedürfte. Unterdessen wurden Gerichtsdiener ausgesandt, um jene vier Männer in Haft zu nehmen, welche im Gecken eingekehrt waren. Bald kamen diese mit den Unglücklichen zurück und man brachte sie vor den Hof. Unter ihnen befand sich Cornelius Gerritzoon, Slatius' Schwager. Sofort begann das Verhör, aber Alle blieben am Leugnen, und nun nahm der Hof seine Zuflucht zu der grausigen Folter. Mehrere Geschichtsschreiber melden, daß Gerritzoon der Einzige gewesen sei, den man gefoltert habe, andere aber berichten, daß Alle diese Marter empfanden; genug, unter den Qualen der Folter gestanden sie und nannten die Namen der Mitverschworenen. Alsbald traf der Hof die Maßregeln, welche er für nöthig erachtete, deren Mittheilung aber nicht in unsere Erzählung gehört.

Eduard kam in den Helm und trat in eine Stube. Ein langer Mann, der am Fenster steht, hat ein paar Pistolen in der Hand, deren Tauglichkeit er untersuchte. Es war van Dyk, einer von Denen, die den Anschlag gegen das Leben des Prinzen geschmiedet, und den wir bereits in Kroonenburgs Hause an jenem verhängnißvollen Abend getroffen haben.

„Flieht, flieht, wenn Euch das Leben lieb ist! Alles ist verrathen!“ Mit diesen Worten trat Eduard in die Stube. Van Dyk erschrak heftig, als er diese Worte vernahm und mit ängstlichem Blicke starrte er Eduard an. „Wer seid Ihr?“ fragte er mit bebender Stimme; „doch ja nun erinnere ich mich; waret Ihr nicht gestern Abend bei unserer Zusammenkunft?“

„Ja, aber jetzt ist es nicht Zeit, davon zu sprechen, flieht! Geht aber zu den Herren von Oldenbarneveld und zeigt ihnen an, in welcher Gefahr sie schweben, und sagt mir, ehe Ihr geht, wo Kroonenburg sich aufhält, damit ich auch ihn rette.“

„Kroonenburg? den Mann kenne ich nicht!“

„Ich meine,“ versetzte Eduard, „den Mann in dem grauen Ueberrocke.“

„Der mit Dubois gekommen ist?“

„Derselbe!“

„Ja, mein werther Retter, das kann ich Euch nicht sagen. Wir kennen ihn noch nicht bei seinem wahren Namen; er war gestern zum ersten Male bei uns und ist uns nur bekannt als ein Bürger aus Herzogenbusch.“

„Großer Gott!“ dachte Eduard, „wenn Niemand ihn kennt, dann wird es mir leicht werden, ihn zu retten, wenn ich nur seine Woh-

nung ausfindig zu machen wüßte. — Folgt mir jetzt," rief er van Dyk zu, „ohne lange zu zaudern."

„Ja laßt uns fliehen," sprach dieser, ehe es zu spät ist!"

Beide Männer öffneten nun die Thür, um hinunter zu gehen und das Haus zu verlassen, als verworrenes Waffengeräusch und barsche Stimmen in ihr Ohr klangen.

„Du, Heinrich, stellst Dich hierher, Du, Wilm, dorthin, Klaas, Gerrit und Peter gehen mit nach oben; und nun aufgepaßt!"

„O Himmel, wir sind verloren!" flüsterte van Dyk, als er diese Worte unten an der Treppe sprechen hörte; „man hat bereits geschickt, um mich ergreifen zu lassen." Hierauf wollte er einen Koffer, worin sich Waffen befanden, unter seinem Bette verstecken, gab es aber plötzlich wieder auf und sagte: „Alles ist verloren! Geistesgegenwart allein kann helfen, kommt, junger Freund, folgt mir!" Bei diesen Worten hüllte er sich in einen langen Mantel und ging von Eduard gefolgt die Treppe hinab, trat in die Hausflur und ging, als ob er Nichts zu fürchten hätte, geradezu auf die Hausthüre los.

„Holla, Freund!" rief der Anführer der Gerichtsdiener, „wo wollt Ihr hin? wer seid Ihr?"

„Ich kenne ihn," sagte darauf einer der Soldaten;

„es ist nicht Der, den Ihr sucht, dafür steh ich Euch.“

Nun machte der Gerichtsdiener Platz und ließ van Dyk ungehindert abziehen. Eduard dankte dem Himmel für dessen Rettung, wagte es aber nicht, nach der Thür zu gehen, aus Furcht, daß man ihn für van Dyk halten möchte, und blieb in der Hausflur stehen, wo außer der Wache sich noch einige andere Männer befanden. Hier war er Zeuge von einem sonderbaren Auftritt, der wenige Augenblicke nach van Dyks glücklichem Entkommen stattfand.

„Du, Klaas,“ rief der Gerichtsdiener mit der ganzen, ihm eigenen Aufgeblasenheit, worin er sich als eine hochwichtige Person betrachtete, „Du, Klaas, und ihr beiden Andern gehet mit mir nach oben; Du aber, Heinrich, läßt Niemand passiren, sonst .....“ Bei diesen Worten machte er eine drohende Stockbewegung.

„Droht nur, armseliger Wicht!“ entgegnete der Soldat aufgebracht, „droht nur, so viel Ihr wollt; aber anhaben sollt Ihr mir Nichts, dafür steh ich, denn ich bin Soldat und brauche mich von einem aufgeblasenen Gerichtsdiener nicht schuhriegeln zu lassen!“

„Nun, nun! Ihr wißt ja, daß es so böse nicht gemeint ist. Paßt nur recht gut auf, es soll Euch gut bekommen.“

„Ja, gut bekommen!" murrte der Beleidigte; „das kennen wir schon. Solch Pack ist begierig wie die Pest und kriechend wie....."

„Stellt Euch in eine Reihe! So nun folgt mir die Treppe hinauf! Doch, nein, geht Ihr voran!" kommandirte der heldhaftige Anführer, der lieber hinten blieb, als voran ging. „Aufgepaßt! Eins, zwei, drei, Marsch!" und nun gings die Treppe hinauf.

„Halt!" kommandirte der Anführer, als sie mitten auf der Treppe waren; „Halt! Vorsicht schadet nicht, man kann nicht wissen..... Heinrich und Peter, kommt auch noch hierher, da drunten seid Ihr ja doch überflüssig, aber hier oben könnt Ihr mir von Nutzen sein!

„Feige Memme!" brummte Heinrich, die Thür verlassend und zu den Andern sich verfügend. „Selb vieren ist der Kerl und hat doch noch Manschetten, und heißt auch uns noch mitgehen! O über das Gepäck!" — Während er so seinem Herzen Luft machte, kam man oben an, fand aber natürlich das Zimmer leer. Eduard hatte sich inzwischen entfernt und hörte Nichts mehr von den derben Flüchen, die der kommandirende Gerichtsdiener ausstieß, als er gefunden hatte, daß der Vogel ausgeflogen war.

Sechzehntes Kapitel.

Van Dyk hatte inzwischen auch nicht stille gesessen, sondern sich unverweilt nach den Herren von Oldenbarneveld begeben, und zwar zunächst zum jüngern der beiden Brüder, dem Herrn von Stoutenburg. Nachdem er diesem die Entdeckung des Anschlags bekannt gemacht und ihn zur Flucht bewogen hatte, verließ er verkleidet den Haag, und sein Beispiel wurde bald von den beiden Söhnen des unglücklichen Landesadvokaten befolgt. Beide flüchteten, der kühne und hochherzige Wilhelm von Stoutenburg, das Haupt der Verschwörung, und der sanfte, wegen seiner Tugenden und seiner Gutmüthigkeit so sehr geliebte Reinier von Groenevelд. — Vermummt und selbst ihren Freunden unkenntlich, verließen die beiden Söhne des Mannes, dessen tiefe Politik, verbunden mit der gewissenhaftesten Rechtlichkeit, in ganz Europa gepriesen wurde, wie Verbrecher die Stadt. Lange hatte der edle Groenevelд sich geweigert, sich in

diesen verzweifelten Handel mit einzulassen, lange zwischen Pflicht und Rache gekämpft; lange hatte die Pflicht über die Rache gesiegt, über diese Leidenschaft, welche dem Menschen angeboren zu sein scheint und welche er so gerne befriedigt. O hätte die edle Seele ausharren können, sicher würde er obgesiegt haben. Aber sein Bruder drang darauf, den edlen Vater zu rächen, und Reinier gab seiner Stimme Gehör, und wenn er auch nicht nach Oraniens Blute dürstete, so wurde die Versuchung der Rache endlich zu stark für ihn; denn Beide betrachteten Mauriz als den Mörder ihres Vaters.

Als Slatius vernahm, daß sein Schwager ergriffen worden war, suchte er der Gefahr durch Flucht zu entgehen, kurz, Jeder suchte sich der Strafe zu entziehen, welche dem ruchlosen Wagestücke nothwendig folgen mußte. Nur Einer flüchtete sich nicht, und dieser Eine war Dubois. Groeneveld hatte ihn getroffen, ihm die verhängnißvolle Nachricht mitgetheilt und ihn zur Flucht ermahnt.

„Das hatte ich längst erwartet," sprach er bei sich selbst; „es war nicht möglich, daß der Anschlag glückte. Hätte man mir die Leitung anvertraut, dann wäre der Erfolg sicherlich ein ganz anderer gewesen; allein die Sache ist für diesmal vorbei,

und ich muß fliehen. Diese Nacht noch entferne ich mich; inzwischen werde ich die Zeit bis zur Nacht zu benutzen haben, und bis dahin bin ich sicher. Wenn mir Gefahr drohte, wäre ich es gewiß schon gewahr geworden, gewiß wäre ich gewarnt worden durch einen von den Vielen, welche unserm Orden zugethan sind oder in seinem Dienste stehen. Nur Eine," fuhr er fort, „Eine fürchte ich, Eine kann mich verrathen, und diese Eine ist Mathilde. Sie verließ mich gestern Abend in einer Aufregung, die für meine Sicherheit gefährlich ist; sie kennt mich, sie weiß, wer ich bin, und wird, wenn das Gerücht von der Verschwörung ihr zu Ohren kommt, meine Theilnahme an derselben verrathen und im Stande sein, mich zu verderben. Sie zum Schweigen zu bringen, ist also das Erste, was ich zu thun habe; und wenn ich mich auch von hier entfernte, so kann ich doch die Niederlande nicht so schnell verlassen. Wenn sie nach meinem Weggange Eduard verhaften sieht, wird sie dies gewiß für mein Werk halten und meinen Aufenthalt verrathen, da ich Thor sie in einem schwachen Augenblicke mit einigen meiner Verstecke bekannt gemacht habe.

„List oder Gewalt, das ist gleichviel; schweigen muß sie, und sind alle meine Bemühungen vergeblich, so gibt es ja ein Mittel," — er legte die

Hand an seinen Dolch — „welches sie auf ewig zum Schweigen bringen wird.“

Beseelt von so frommen Gedanken, machte er sich nach Mathildens Wohnung auf den Weg, erfuhr aber, als er dort angekommen war, daß sie so eben ausgegangen sei, wohin? wisse man nicht.

„Sie wird bei ihrem Kinde sein,“ dachte er, und richtete seine Schritte nach dem Hause, wo das Kind untergebracht war; allein kaum bei ihr eingetreten, bot ein grausiges Schauspiel seinem Blicke sich dar. Mitten in der Stube lag Mathilde, mit gelösten Haaren und funkelnden Augen, im Kampfe mit dem Manne und der Frau des Hauses, welche sie vergeblich zur Ruhe zu bringen suchten. Kaum war sie Dubois gewahr, als sie sich losriß, auf ihn zuflog und ihn an die Wiege führte, worin ihr Kind kalt und entseelt lag.

Mit einem furchtbaren, krampfhaften Gelächter wies sie ihn nach der Leiche des Kindes. Arme Mathilde! Der Schmerz hatte sie zerrissen; sie war wahnsinnig.

Das Kind war von heftigen Krämpfen befallen worden, man hatte es ihr sagen lassen, und als sie zu ihrem Liebling kam, war es nur, um den letzten Hauch von den bleifarbenen Lippen des Kindes einzusaugen, und darauf war sie in den Zustand

verfallen, in welchem wir sie so eben gefunden haben.

„Das Kind schläft,“ sprach sie leise; „seht Ihr wohl, Lorenzo, es schlummert; aber,“ schluchzte sie „todt ist es nicht, nein, nicht todt, nicht wahr, Lorenzo. Unser Kind lebt.“ — Jetzt legte sie die Hand an die Stirn, als ob sie sich besänne: „Ja, es ist todt! Aber komm, komm, hierher, Lorenzo, ehe mein Vater kommt, — wir wollen das begraben, verstecken — in die Erde — tief in den Boden — mit meinen Nägeln will ich ein Loch graben — komm — komm, Geliebter — Lorenzo, hilf mir, mache ein Grab für unser Kind.“

Dem Jesuiten lief ein kalter Schauer durch die Glieder, als die Unglückliche auf dem Boden kratzte, als wühle sie ein Grab. Er hatte sie so weit gebracht, — das sah und fühlte er. Die Behandlung, die er gestern Abend gegen sie angewandt hatte, war für die schwache Mathilde zu stark gewesen, als daß sie nun noch den Tod ihres Kindes, des Kindes, welches sie so innig liebte, hätte verwinden können. „Mathilde,“ rief er mit einer Stimme aus, die durch Mark und Bein drang, „arme Mathilde!“

Zitternd starrte sie ihn an und verbarg sich hinter dem Hausbesitzer: „Er hat Gift,“ sprach sie, „er

hat einen Dolch, er will mich tödten, wehe mir! er kommt! er kommt!"

„Ruhig, Mathilde! um Gottes willen ruhig!" bat Dubois, „um der Liebe willen, die Du einst gegen mich hegtest....."

„Liebe," fiel ihm Mathilde in's Wort: „Ja, Lorenzo, ich habe Dich einmal geliebt, aber Du hast mich betrogen — schändlich betrogen. — Doch, ich vergebe Dir — komm — es ist vorüber — das war ein banger Traum — komm, Lorenzo, stütze mich; der Kopf schwindelt mir — es wird dunkel vor meinem Auge — mich dünkt, ich sehe meinen Vater — ja, meine Mutter ... steht ... an seiner Seite ... sie winken mir ... Mutter," rief sie mit Erhöhung der Stimme, „Vater, Mutter, ich komme! ich komme!" Mit einem tiefen Seufzer sank sie in Dubois' Arme, und dieser Seufzer führte ihre Seele vor den Thron des Allmächtigen. — Arme Mathilde!

Ohne daß die geringste Rührung auf dem bleichen Gesichte des Jesuiten sichtbar war, legte er ihre Leiche, die man mit Recht sein Schlachtopfer nennen konnte, an die Erde, versprach am folgenden Morgen wiederzukommen und verfügte sich wieder nach dem Hause, wo die Zusammenkunft der Verschworenen stattgefunden hatte.

„Eine mir gefährliche Person wäre also wieder vom Schauplatze abgetreten, es scheint, daß Alles sich vereint, mir beizustehen.“ Dies waren die ersten Worte, welche er zu sich sprach, als er in das Zimmer eintrat. Dann setzte er sich an einen Tisch, öffnete einen Koffer, aus welchem er Briefschaften herausnahm, von denen er, nachdem er sie aufmerksam durchlaufen hatte, Einige wieder sorgfältig einpackte, Andere zerriß und in's Feuer warf. Darauf setzte er sich hin, um zu schreiben, und nachdem er einige Zeit damit beschäftigt gewesen war, bereitete er sich zu seiner Abreise vor. „Ha,“ rief er plötzlich, als fiele ihm bei, daß er Etwas vergessen hätte; „da hätte ich ja fast das Wichtigste versäumt! Noch fehlen die Adressen auf den Briefen. „Dieser,“ fuhr er, während des Schreibens mit sich selbst sprechend, fort, „enthält den schriftlichen Beitritt Eduards nebst einigen an den Prinzen gerichteten Zeilen; ich will ihn zu mir stecken und dafür sorgen, daß er, wenn ich fort bin, in Maurizens Hand gelangt. — Diesen habe ich noch an den Guardian des Kapuzinerklosters zu adressiren, und Kroonenburg kann ihn mitnehmen, und dieser,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „ist an Kroonenburg selbst gerichtet. Er wird ihn, wenn er hierher kommt,

um Abschied zu nehmen, hier finden, und ich bin dann nicht genöthigt, seine frommen Räsonnements zu hören, zu denen es mir jetzt an Zeit wie an Lust fehlt." Nach diesen Worten steckte er das an den Prinzen gerichtete Schreiben zu sich und verließ das Zimmer.

Wenige Augenblicke nachdem Dubois sich entfernt hatte, trat Kroonenburg ein. Die bewußten, sein Vermögen betreffenden Papiere hatte er sorgfältig in Ordnung gebracht; um sie Dubois zu übergeben und Abschied von ihm zu nehmen, hatte er ihn aufgesucht. Allein wie sehr erstaunte er, als er, statt Dubois zu treffen, die bewußten Briefe auf dem Tische fand.

„Ohne Zweifel ein Abschiedsschreiben," sprach Kroonenburg, indeß er den an ihn gerichteten Brief erbrach. Als er ihn öffnete, fiel ein Papier heraus, welches Kroonenburg aufhob und rasch überlesen wollte. Er that es und ein Zug des Wohlgefallens verbreitete sich über sein Gesicht.

„Wie!" rief er aus; „das hatte ich von Lorenzo nicht erwartet, solchen Edelmuth hatte ich ihm nicht zugetraut! Ich weiß, er haßte Eduard und hätte ihn durch diese Schrift in's Verderben stürzen können; er gibt sie mir in die Hand, mir, von dem er weiß, daß ich ihm zugethan bin!" —

Kaum aber hatte er einen Blick in den Brief selbst gethan, als Erstaunen und Abscheu an die Stelle dieses wohlthuenden Gefühles traten: „Wie ist es möglich," sprach er, „daß dieser Brief in meine Hände kommen konnte? doch, das ist Gottes Finger! und der größte aller Sünder dankt ihm, daß Er ihm die Gnade gewährt hat, einen Menschen zu retten, Den zu retten, an welchem er so innigen Antheil nimmt. — ‚Inliegende Schrift,' — so heißt es unter anderem im Briefe, — ‚ist der Beweis für die Theilnahme an der Verschwörung, mit welcher ich Ew. Hoheit oben bekannt gemacht habe. Der, welcher diese Schrift unterzeichnet hat, heißt, wie Ew. Hoheit sehen, Eduard Westburg und ist Advokat hierselbst; woher er stammt, ist unbekannt, daß er ein Findling ist ...' Ein Findling," rief Kroonenburg: „Gott, wenn er ..... thörichter, eitler Wahn! das Grab gibt seine Todten nicht wieder! — Welch ein Ungeheuer aber ist dieser Priester, dieser Dubois! Wie konnte ich mich so lange von ihm beherrschen lassen? Doch, der Verdammte wird selbst dem Bösen sich vertrauen, wenn er ihm Gnade predigt! — Aber jetzt rasch zu Hülfe, ehe es zu spät ist, ehe der Unmensch die hier stattgefundene Verwechselung wahrnimmt. — So werde ich also noch, bevor ich

von hinnen scheide, eine gute That verrichten; also rasch an's Werk, ehe es zu spät ist und die Bosheit neue Schlingen legt."

Mit diesen Worten verließ er das Haus, um Eduard von Allem zu unterrichten.

Siebenzehntes Kapitel.

Feiner Damast bedeckte die Tafel und helle Wachskerzen brannten auf demselben und verbreiteten ein angenehmes, sanftes Licht durch den geräumigen Speisesaal in Velsens Hause.

Während Jansje eifrig beschäftigt war, mit Hülfe des Mädchens und der Küchenmagd die Gerichte aufzutragen, saßen die Gäste in einem andern Zimmer bei einem guten Glase Wein und einem lustig brennenden Feuer und horchten auf die Lügen, welche Adelhorst in reichem Maße auftischte.

Der Oberst war außerordentlich aufgeräumt, und seine Schwester, Frau von Duinen, saß da und horchte vergnügt den Worten Johanns, welcher seinen ganzen Witz aufbot, um seiner Marie allerlei Artigkeiten zu sagen. Der Prediger Xaverius Deder führte ein theologisches Gespräch mit dem alten Velsen, der ebenfalls sehr gut gelaunt war, weil er eben zwei Partieen Schach gegen von Sommenstein gewonnen hatte.

Die Glocke schlug jetzt neun, die Zeit, wo man damals zu Tische zu gehen gewohnt war.

„Noch erst ein kleines Geschichtchen, a little history," sprach Adelhorst; „aber ich erzähle sie nur für die Damen. So hört denn zu, if jou please:

„Vor ungefähr two Years, — ja, zwei Jahr wird es etwa sein, when I had the honour, zu einem Balle am englischen Hofe geladen zu sein.." Plötzlich hielt er inne und sah sich im Zimmer um: „but where is Miss Elisabeth? Ich sehe sie nirgends," rief er, and it is useful, ja sehr nöthig, daß sie diese Geschichte auch hört."

Ein furchtbares Schreien, welches aus dem oberen Theile des Hauses zu kommen schien, ließ Alle von ihren Sitzen aufspringen. „Hülfe! Hülfe! Mörder!" klang es wiederholt, und Alle eilten hinauf; von Sommenstein ging voran, aber Adelhorst, der Held von Nieuwport, der Ueberwinder der Bergschotten, barg sich, blaß vor Schrecken und sprachlos vor Angst unter dem Tische.

Bevor wir jedoch die Gäste nach oben begleiten, müssen wir einige Augenblicke zurückgehen und uns auf Elisabeths anmuthiges und einfaches Stübchen verfügen.

Hier saß sie, während man unten munter und

guter Dinge war, auf einem zierlich geschnitzten Sopha. Sie war wenige Augenblicke zuvor dem Geräusche entflohen, um in Stille über die Ereignisse der letzten Tage und über das, was ihr bevorstand, nachzudenken. Diesen Abend nämlich, wenn alle Gäste an der Tafel saßen, sollte Eduard um ihre Hand anhalten, für ein Mädchen eine Sache von Gewicht, die es wohl verdient, darüber nachzudenken. Leise ward an ihre Thür angeklopft, und als sie dieselbe öffnete trat Dubois ein.

„Was führt Euch hierher, Louis?" fragte sie, durch sein unerwartetes Erscheinen unangenehm in ihrem Nachdenken gestört. „Geht hinunter, da ist Gesellschaft, und es wird Vater gewiß angenehm sein, Euch dabei zu sehen."

„Nein, Elisabeth," versetzte Dubois, „nein, theures Mädchen, nicht bei Euerm Vater, bei Euch ist jetzt mein Platz. — Ihr seid das einzige Wesen auf der Welt, welches ich nicht hasse, ja, welches ich liebe. Darum komme ich, um Abschied auf ewig von Euch zu nehmen; ja, Elisabeth, Dubois geht, um nie wiederzukehren."

„Das ist ja ein gar trauriger Gedanke," entgegnete Elisabeth; „aber weshalb reist Ihr so eilig ab und wohin wollt Ihr?"

„Wohin das Schicksal mich führt, und es ist

mir gleichgültig, wohin es sein mag; denn außer Elisabeth gibt es doch kein Glück mehr für mich. — Seht," fuhr er fort, indem er einen kostbaren Ring von seinem Finger zog und ihn an Elisabeths Hand steckte: „Da habt Ihr Etwas, was Euch an mich erinnern wird, wenn ich vielleicht nicht mehr sein werde."

„Pfui, Louis, schweigt!" rief Elisabeth; „Ihr seid immer so finster und trübsinnig; vielleicht sehen wir uns in einigen Jahren wieder. Aber ich will Euch auch ein Andenken an mich schenken." Jetzt ging sie an einen Schrank, aus welchem sie ein Kästchen nahm, das nach einem Druck auf eine verborgene Feder alsbald aufsprang. Es enthielt Juwelen und Preziosen Elisabeths zierlich geordnet. Sie nahm ein Stück nach dem andern heraus, konnte aber Nichts finden, was sich für Dubois eignete, da es lauter weibliche Schmucksachen waren. Endlich fand sie einen einfachen Ring, den sie an den Finger des Bösewichtes steckte, welcher alle ihre Bewegungen mit flammenden Augen verfolgte.

„Nun werdet Ihr doch an Elisabeth denken?" fragte sie ganz unschuldig; „nicht wahr, Louis, Ihr werdet mich nicht sobald vergessen?"

„In Ewigkeit nicht! Auch ohne diesen Ring

würde ich immer an Euch denken," antwortete Dubois, indem er glühende Blicke auf sie heftete."

„Wahrlich, Dubois," sagte Elisabeth, welche sein Benehmen etwas beunruhigte, „es wäre Zeit, daß wir hinuntergingen. Ihr werdet doch vor Eurer Abreise noch von meinem Vater Abschied nehmen?"

„Nein, das kann ich nicht! Ich nehme von Niemanden persönlich Abschied, als von Euch. Fragt mich nicht nach dem Grunde; aber ich verlasse Alle, ohne Abschied zu nehmen, aber Euch will ich zum Abschiede umarmen."

Er trat auf Elisabeth zu, allein sie wies ihn sanft, aber ernst zurück.

„Ach," rief der Nichtswürdige, „wenn Ihr wüßtet, Elisabeth, wie sehr ich Euch liebe, wenn Ihr wüßtet, welche Gluth mich verzehrt: Ihr würdet mich nicht so zurückstoßen, wenn ich zu Euch spräche, wie ich es jetzt thue: Elisabeth, seid die Meine!"

„Es geziemt mir nicht," versetzte sie, „Euch länger anzuhören. Lebt wohl, Herr Dubois!" Sie wollte das Zimmer verlassen, wurde aber von ihm zurückgehalten.

„Bleibt," rief er, „bleibt, Elisabeth? Warum wollt Ihr mich verlassen? Zürnt Ihr,

daß ich Euch meine Gefühle gestanden habe? Habe ich darin gefehlt? Hat nicht Eduard dasselbe gethan? und....."

„Schweigt!" fiel ihm Elisabeth in die Rede; „ich kann, will und darf solche Worte aus Eurem Munde nicht vernehmen, da ich Eduard angehöre und nie einem Andern angehören werde!"

„Nun, so gehört ihm an, aber schenkt mir Eure Liebe," lispelte Dubois leise.

„Wie?" rief Elisabeth, „verstehe ich Euch recht?"

„Ja," war die Antwort, indem er die Jungfrau fest umschlang, „ja theurer, reizender Engel, seid die Meine!"

„Laßt mich los," rie fsie, vor Unwillen erröthend, „laßt ab, Ungeheuer, oder ich rufe um Hülfe."

Gleich einem geschenchten Reh wollte sie ihm entfliehen; aber Dubois stellte sich vor die Thür. „Keinen Laut!" rief er, „oder Ihr seid verloren. Ihr braucht Euch vor mir nicht mehr zu fürchten, denn meine Liebe hat sich in Haß verwandelt, und dieser Haß ist größer, als meine Liebe je war.

„So hört denn! Eduard, Euer geliebter Findling, ist in Gefahr; Ihr werdet ihn nicht wiedersehen, als bis der Büttel sein Haupt von dem zuckenden Rumpfe schlägt."

„Gott!" rief Elisabeth, „sprecht Ihr Wahr=

heit? Sagt mir, ich bitte Euch, was hat er verbrochen?"

„Ihr habt vielleicht schon von einem Anschlage auf das Leben des Prinzen gehört; nun, Euer tugendhafter Eduard ist einer der Verschworenen!"

„Ihr lügt! Ihr redet die Unwahrheit! Nein, so ruchlos, so nichtswürdig kann er nicht sein!"

„Mögt Ihr mir glauben, oder nicht," fuhr das Ungeheuer fort, „das kümmert mich wenig; doch, leset diese Schrift und zweifelt dann noch, wenn Ihr könnt!"

Er brachte ein Papier zum Vorschein und hielt es Elisabeth vor. — Es war eine Abschrift des verhängnißvollen Aktes, durch den sich Eduard am Abend vorher gebunden hatte.

Blaß und fast besinnungslos sank die Jungfrau auf einen Stuhl. „Ist er nicht mehr zu retten?" lispelte sie fast unhörbar.

„Allerdings, wenn ich diese Schrift vernichte."

„Gott sei Dank! Ihr werdet ihn nicht verrathen, nein, das werdet Ihr nicht," flehte die Jungfrau, indem sie ihr Juwelenkästchen ihm reichte: „O, nehmt das! Mehr noch werde ich Euch geben, wenn Ihr ihn leben laßt. Bei der Liebe, die Ihr zu mir hegtet, beschwöre ich Euch diese Schrift zu vernichten; Elisabeth, die Ihr einmal liebtet, bittet Euch, laßt sie nicht vergebens flehen!"

„Er soll sterben!" brüllte der Unmensch; „auf dem Schaffot, durch Henkers Hand soll er sterben, und Tausende sollen die letzten Zuckungen eines Fürstenmörders schauen!"

„Haltet ein!" rief Elisabeth; „vergebt ihm, und wenn Ihr einst vor Gottes Richterstuhl stehen werdet, dann wird auch Euch Eure Schuld vergeben werden, wie ihr ihm vergeben habt."

„Ich verlange keine Vergebung; Rache, Rache ist süßer! Sein Blut soll fließen und mit Wollust werde ich seine Angst sehen, wenn das Schwert über seinem Haupte glänzt. — Alle Eure Bitten sind vergeblich, sind nutzlos. Dies ist nur eine Abschrift; das Original ist bereits in den Händen des Prinzen. Lebt wohl, Braut! — Denkt nicht an das Brautkleid, sondern fertigt ein Todtenkleid für Euern Bräutigam!"

„Oder für Euch!" rief Eduard, der in's Zimmer stürmte und Dubois angriff. Aber dieser entwandte sich ihm, ein Dolch blitzte und — Eduard stürzte verwundet zu Boden. In diesem Augenblicke stieß Elisabeth einen furchtbaren Schrei aus, der bis in den Speisesaal zu den Gästen drang. Diese eilten die Treppe hinauf, doch vor ihnen ein Fremder, und dieser Fremde war Kroonenburg.

Mit funkelnden Augen flog dieser in die Stube; allein in demselben Augenblicke sprang der Jesuit zum Fenster hinaus und würde wahrscheinlich entkommen sein, wenn nicht Kroonenburg mit der Schnelligkeit eines Blitzes hinzugeeilt wäre und ihn am Arme ergriffen hätte. Alle seine Versuche, sich loszuringen, waren vergeblich, da seine Lage es ihm unmöglich machte. Am Arme im Fenster hangend und mit den Füßen kaum die Latten berührend, welche, um einen Weinstock daran hinaufzuziehen, angebracht waren, konnte er nicht Kraft genug anwenden, um sich der Faust Kroonenburgs zu entwinden, der seinen Arm krampfhaft festhielt.

„Ich gebiete Euch, mich loszulassen," flüsterte ihm Dubois mit gedämpfter Stimme zu. Erastus, Euer Vorgesetzter gebietet Euch; werdet Ihr gehorchen?"

„Nimmermehr!" versetzte Kroonenburg; „wer will mir gebieten, einen Meuchelmörder entkommen zu lassen?"

„Könntet Ihr so undankbar sein?" versetzte der Jesuit; „habe ich Euch nicht das Leben gerettet?" — Aber noch immer hielt Kroonenburgs eiserner Arm ihn fest. „Ich befehle Euch, mich loszulassen," fuhr Dubois fort, „oder ich werde Euern Namen

nennen und laut rufen: Da steht der Mörder seiner Frau und seiner Kinder!"

Inzwischen waren die Gäste in's Zimmer getreten und starrten verwundert bald auf Eduard, der ein blutiges Schnupftuch fest auf die Brust gedrückt, auf einem Stuhle lag, bald wieder auf Kroonenburg, den Niemand kannte.

„Helft uns, helft ihm!" rief Elisabeth, auf Kroonenburg zeigend, indem sie sich an von Sommenstein wandte, welcher, ohne zu wissen, was hier eigentlich vorging, aus dem Fenster sah und das Gesicht des Jesuiten erblickte.

„Haltet ihn ja fest," rief der Oberst Kroonenburg zu, „ich will in den Garten eilen und ihn dann schon fassen!" Er verließ das Zimmer, von Johann gefolgt.

Jetzt selbst sich verloren gebend, machte der Jesuit eine verzweifelte Anstrengung, aber es war umsonst. Schon hörte er, wie man den Schlüssel in's Gartenthor steckte, als er mit heiserer Stimme rief: „Ich bin verloren, Vater! Laßt mich los und stürzt mich nicht in's Verderben; ich bin Diego de las Valgas, der Sohn Eurer Manuela!"

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, ließ seine Hand Dubois los, schwankte einige

Schritte zurück und sank von Schmerz, Schrecken und Rührung überwältigt auf einen Stuhl. Da saß er, der Mann des Leidens; seine glänzenden Silberlocken wurden vom Hauche des Abendwindes sanft bewegt, der durch das geöffnete Fenster herein wehte, da saß er und weinte. „Und dieser Unglückliche war mein Sohn!" schluchzte er, und Alle, die ihn diese Worte äußern hörten und die Thränen sahen, welche aus seinen Augen strömten, weinten mit dem Weinenden.

Inzwischen kletterte Dubois behutsam aber behende an den Latten hinunter, und kaum hatte sein Fuß den Boden berührt, als die Gartenthür sich öffnete und von Sommenstein und Johann hinzueilten.

„Tod und Verderben!" rief der Oberst, als er Dubois erblickte, zog seinen Degen und stürzte mit Johann dem Jesuiten nach. Doch die Angst gab diesem Riesenkräfte und beflügelte des Flüchtigen Schritte, so daß es seinen Verfolgern unmöglich war, ihn einzuholen. Schon hatte er durch das Gesträuch sich einen Weg zur Mauer gebahnt, die er übersteigen mußte, und war im Begriff sich hinauf zu schwingen, als er sich verloren glaubte, da Johann ihm nahte. Allein rasch zog er ein Pistol hervor, feuerte es auf

Johann ab, und der Pulverdampf entzog ihn einen Augenblick den Augen seiner Verfolger; er hatte die Mauer erstiegen und sich auf der andern Seite hinabgelassen. Wenige Augenblicke nachher hörte man den Hufschlag eines Pferdes, — er war entkommen.

Während der Oberst und Johann fruchtlos dem Flüchtigen nachgesetzt hatten, war Kroonenburg wieder zu sich selbst gekommen, und indem er sich zu Velsen wandte, sprach er: „Ohne Zweifel werdet Ihr Euch wundern, daß ein Fremder sich in Eure Wohnung eingedrängt hat; doch laßt mich Euch die Ursache davon erklären:

„Dringende Gründe nöthigten mich, Herrn Westburg zu sprechen, und weil ich vernommen hatte, daß er in Eurem Hause sei, habe ich mir die Freiheit genommen, mich hierher zu begeben. Gerade in dem Augenblicke, als ich die Thür öffnete, hörte ich einen lauten Schrei und den Nothruf: ‚Mord! Mord!‘ Auf dieses Geschrei eilte ich zu, um wo möglich zu helfen, allein ich glaube, daß ich zu spät gekommen bin."

Nein, mein Retter," sprach Eduard; „der Dolch des Elenden hat mich nur gestreift. Mehr die Heftigkeit des Stoßes als die Wunde hat mich einen Augenblick des Bewußtseins beraubt....."

„Aber Du blutest!“ fiel ihm Elisabeth in die Rede.

„Laßt mich Eure Wunde untersuchen,“ fuhr Kroonenburg fort; allein Eduard weigerte sich anfänglich. Erst nach langem Bitten gestattete er, daß man seine Brust entblößte, und kaum war dies geschehen, als Kroonenburgs Auge auf den Ring fiel, den Eduard, wie wir oben erzählt haben, an einem Bändchen auf der Brust trug.

Während man Eduards Wunde verband, hatte Kroonenburg nach diesem Ringe gegriffen, ihn aber alsbald wieder losgelassen. Mit stierem Blicke starrte er darauf hin, streckte wiederholt die Hand darnach aus, zog sie aber jedesmal wieder zurück, als fürchtete er in einer Erwartung getäuscht worden zu sein. Es war ihm, wie Einem, der angenehm träumt und sich vor dem Erwachen fürchtet, wenn er fühlt, daß Alles, was er hoffte, sah und fühlte, nur ein Traum war. — Endlich gewann er es über sich, nahm den Ring und betrachtete ihn genau. Die Farbe seiner Wangen verschwand, bleifarbige Ringe bildeten sich um seine Augen, und tiefaufathmend fragte er mit einer vor Rührung bebenden Stimme: „Woher habt Ihr diesen Ring?“

Es gibt eine geheime Stimme in unserem Innern, ein Vorgefühl, welches uns mahnt, wenn etwas

Wichtiges sich ereignen soll. Diese Stimme vernahm jetzt auch Eduard und mit klopfendem Herzen gab er die Antwort:

„Ich bin ein Findling; dieser Ring wurde bei mir gefunden, und in der Hoffnung, daß er einmal dazu beitragen könnte, meine Eltern zu entdecken, trage ich ihn stets bei mir, da er zu klein ist, um ihn an einen meiner Finger zu stecken."

„Und Euer Alter? Sagt mir, ich bitte Euch, wie alt seid Ihr?"

„Dreiundzwanzig Jahre sind es bereits, seit man mich gefunden hat, und, wie man glaubt, muß ich damals etwa zwei Jahre alt gewesen sein," gab Eduard dem Fragenden zur Antwort.

Dieser stand in Gedanken versunken vor Eduard. „Dieser Ring ist der Meinige," sprach er in sich selbst, „derselbe, den ich Manuela geschenkt habe," — und dann gegen Eduard gewandt, sprach er laut: „Sprecht, sagt mir, ich bitte Euch, habt Ihr vielleicht ein Zeichen, — ein Mal auf der linken Schulter?"

Hastig sprang Eduard auf, riß seine Kleider auf und zeigte Kroonenburg seine linke Schulter. Ein großes Muttermal war auf derselben sichtbar.

„O Gott!" rief Kroonenburg; „Du bist mein Sohn! Eduard, komm in die Arme Deines

Vaters!" Eduard sank in die Arme seines Vaters und vergoß Freudenthränen an seiner Brust.

„Das Mittel," fuhr Kroonenburg fort, „welches die Bosheit zu Deinem Verderben ersonnen hat, ward zu einem Mittel, durch welches ich meinen lang verlorenen, meinen theuern Sohn wiederfinde. Kennst Du," fuhr er fort, indem er eine Schrift hervorzog, „kennst Du das, mein theures Kind?" Er zeigte ihm dieselbe, zerriß sie und hielt die Stücke in die Flamme der Kerze; sie faßten Feuer, — Eduards Beitritt zur Verschwörung war auf ewig vernichtet.

In diesem Augenblick traten von Sommenstein, Johann und Frau von Duinen in das Zimmer.

„Zum Teufel, Ihr habt ihn losgelassen, ehe ich Euch zurief, sonst würde er nicht entkommen sein," sagte der Oberst, auf Kroonenburg zutretend. Doch plötzlich unterbrach er seine Rede, blickte Kroonenburg stier an und rief: „Haben die Todten ihr Grab verlassen, oder steht ein Geist vor mir?"

Auch Kroonenburg schien den Obersten zu erkennen und kalter Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. „Verlaß mich, mein Sohn!" rief er aus, indem er Eduard von sich stieß: „Die

Rache des Höchsten zögert lange, aber sie trifft gewiß. Gehe von mir; ich bin nicht werth, daß Du mich Vater nennst. Der Mörder ist des Vaternamens nicht würdig!" Hierauf nahte er sich dem Obersten und sagte ruhig und gefaßt: „Euch, dem Bruder meines gemordeten Weibes, übergebe ich mich; handelt mit mir, wie ich es verdiene. Ich bin Rudolph von Duinen, der Mörder von Weib und Kind."

Mit einem lauten Schrei flog Frau von Duinen auf Kroonenburg zu; aber ihre Tritte wankten, und mit dem Ausrufe: „Rudolph, o mein Rudolph!" sank sie zu seinen Füßen nieder.

„Marie! theure Marie!" rief er, „träume ich, oder wache ich? Nein, es ist kein Traum, es ist kein Geist, der vor mir steht! O Gott, also bin ich kein Mörder!"

„Theurer Mann! Rudolph, ewig Geliebter!" schluchzte Frau von Duinen; „mein Gemahl! mein Eduard! mein Sohn! O, ich Glückliche! kommt, kommt, daß ich Euch Alle umarme!"

Johann's Braut, Marie, warf sich nun auch an den Hals von Duinens.

„Und wer ist Diese?" fragte er.

„Dein Kind!" versetzte seine Gemahlin, „unser

Kind, Marie, die noch ein Säugling war, als Du uns verließest."

„Himmel!" rief von Duinen, „wie konnte ich Dich je verlassen?"

Alle Gäste waren tief ergriffen von dieser Szene und in einer ganz anderen Stimmung, als wenige Augenblicke vorher. Tief gerührt sahen sie auf dieses feierliche Schauspiel, wurden aber bald durch Adelhorst aus dieser ernsten Stimmung gebracht, der, als er merkte, daß Alles ruhig war, sein Versteck verlassen hatte und auf einmal unter ihnen stand mit dem Ausrufe: „Heaven what do I see? was höre ich? Der Vater meines Freundes Eduard ist also gefunden? Welch ein Glück! upon my wood, ja auf mein Wort, I can assure you, daß ich since the battle of Nieuwpoort noch nie Etwas gesehen habe, which was so remarkable!"

Ein Lächeln verbreitete sich über Aller Gesicht, und freundlich trat der Oberst auf von Duinen zu und reichte ihm die Hand der Versöhnung. Eine Thräne quoll aus von Sommensteins männlichem Auge, und als ob er sich dieser Rührung schämte, sprach er, indem er Elisabeth bei der Hand nahm und sie ihm zuführte: „Hier bringe ich Euch noch eine Tochter; Ihr braucht

Euch nicht zu schämen, ihr diesen Namen zu geben."

„Aber wie ist es möglich," rief von Duinen, indem er seine Gemahlin, Eduard, Marie, so-wie auch Elisabeth der Reihe nach umarmte. „Wie ist es möglich, daß der Herzenskündiger, der Allmächtige, der meine verruchten Absichten kannte, der meine Sünden sah, mir nicht darnach vergolten, sondern so mit mir gehandelt hat, besser als ich es je zu wünschen oder zu erflehen wagen durfte?"

Feierlich erhob sich der Prediger Xaverius Deder, zeigte mit der Rechten nach dem Himmel und sprach: „Gott ist die Liebe?"

Achtzehntes Kapitel.

Ungefähr drei Monate nach den oben erzählten Vorfällen schritt ein Mann durch eine der volkreichsten Straßen im Haag. Er schien, nach den Fragen, die er an Den und Jenen richtete, ein Fremder zu sein.

„Guter Freund," sagte er zu einem Handwerksmanne, indem er einen Brief aus der Tasche zog: „Könnt Ihr mir nicht sagen, wo dieser Herr wohnt?" Er zeigte bei diesen Worten dem Manne die Adresse.

„Ich kann nicht lesen!" versetzte dieser und ging hastig weiter.

Zu verschiedenen Malen wiederholte der Fremde seine Fragen; aber statt ihm zu antworten, flog und trabte man vorüber, bis endlich ein altes Mütterchen, die ebenfalls eilig zu sein schien, sich herabließ, auf die Rede des Fremden zu hören.

„Ja wohl, mein Herr, ich bin in der ganzen Stadt bekannt," sagte sie, indeß sie den Mann

vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete, um zu sehen, ob er wohl auch im Stande wäre, ihren Dienst zu belohnen: „Und Ihr hättet Euch an Niemand besser wenden können; aber seid so gut und lest mir mal vor, was auf dem Briefe steht, denn ich habe meine Brille vergessen, ohne die ich nicht gut lesen kann. Ach ja, das Alter bringt Gebrechen mit sich."

„An seiner Hochwohlgeboren den Baron Rudolph von Duinen," las der Fremde, „auf der....."

„Schon genug," versetzte die Alte, „ich werde Euch sogleich dahin bringen. Ich habe vierzehn Jahre bei der Familie gedient und kenne sie so gut, wie mich selbst. Da hat sich Manches zugetragen ..... Doch, kommt, Herr, sonst ist Alles vorüber, ehe wir hingelangen."

„Aber wohin wollt Ihr mich denn bringen?" fragte der Fremde; allein ehe er noch eine Antwort bekam, wurde er von einem Menschenstrome mit fortgerissen. „Sind denn die Menschen hier toll," fragte er seine Führerin, „daß sie mit einer solchen Hast nach dieser Richtung eilen?"

„Ihr seid wohl ein Fremdling in Jerusalem," versetzte diese, „und wißt nicht, was hier stattfinden soll? So hört, es ist heute der 29. März, und

das ist der Tag, an dem Herr von Oldenbarneveld seine Strafe erleiden soll."

So ungern der Fremde auch Zeuge dieses Schauspiels sein zu wollen schien, wurde er doch wider Willen von der Menge mit fortgerissen, bis er endlich dem Schaffotte gegenüber stand.

„Es ist doch wahrlich hart!" Hörte er Einen der Umstehenden äußern: „Es ist in der That hart, daß der weniger Schuldige gestraft wird, während der Anstifter jetzt in Sicherheit ist."

„Ihr meint Wilhelm von Stoutenburg?" versetzte ein Anderer.

„Ja, den meine ich. Da er zu den Spaniern übergegangen ist, wird er am Ende noch einmal gegen Holland, das Land seiner Geburt, kämpfen."

„Still! still! da kommen sie!"

„Kommt hierher, mein Herr!" rief die Führerin des Fremden. „Kommt auf diese Treppe, hier könnt Ihr Alles gut sehen." Bei diesen Worten stieg sie auf eine Treppenbank und zog den Fremden nach.

Der Volkshaufe gerieth jetzt in Bewegung und theilte sich in zwei Reihen, um den Unglücklichen, welche die Helden dieses Schauspiels sein mußten, Platz zu machen.

Reinier von Oldenbarneveld, Herr von

Groeneveld, ging voran, ungefesselt und seinen Degen an der Seite; stille Ergebung war auf seinem edlen, obwohl bleichen Gesichte zu lesen. Ihm folgten van Dyk und noch einer der Verschworenen, Namens Koorenwinder, jedoch gefesselt und jeder von einem Gerichtsdiener geführt.

„Wird er noch keine Begnadigung erhalten?" rief der Fremde: „Wird Mauriz, dessen Glanz schon durch den Tod Johanns von Oldenbarneveld getrübt ist, denselben nicht wiederzuerlangen trachten, indem er diesem edelmüthig Gnade widerfahren läßt?"

„Glaubt das ja nicht!" antwortete ein in seiner Nähe stehender Mann. „Marie von Utrecht, Wittwe Johanns von Oldenbarneveld, seine Mutter und seine Gemahlin haben den Prinzen bereits um Gnade für Groeneveld angefleht, aber leider vergeblich."

Inzwischen erschienen Reinier von Groeneveld, van Dyk und Koorenwinder auf dem Schaffotte.

Blaß wie der Tod, jedoch ruhig und gefaßt, trat Groeneveld an die mit schwarzem Tuche behangene Lehne des Schaffottes, wandte sich an die Menge und sprach mit tiefgerührter Stimme: „Rachgier und schlechter Rath haben mich so weit

gebracht. Habe ich Jemanden verletzt, so bitte ich ihn, daß er mir um Christi willen verzeihen möge."

Nach diesen Worten kniete er nieder, das Gesicht nach dem Kneuterteiche, nach dem ehemaligen Hause seines Vaters. „O Gott!" rief er aus, „was war ich, und was bin ich nun!" Nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, reichte ihm sein Diener ein Sammetkäppchen, und indem er es aufsetzte und in die Augen zog, sagte er leise: „Geduld!" Darauf kniete er nieder, und eine Minute später lebte Johanns von Oldenbarnevelds ältester Sohn nicht mehr.

„Laßt uns von hier fortgehen, schnell, schnell!" sagte der Fremde zu seiner Führerin; „mich schaudert bei diesem furchtbaren Schauspiel."

„Laßt uns noch ein wenig bleiben, bis die beiden Andern auch ihre Strafe empfangen haben."

„Nein, ich will fort von hier," versetzte der Fremde, „und zwar auf der Stelle. Führt mich zum Herrn von Duinen und ich werde Euch reichlich belohnen."

Das Wort belohnen hatte die gewünschte Wirkung; gleich sprang die Frau von der Bank herab und bahnte sich mit Schelten und Stoßen einen Weg durch die Menge und zog den Fremden nach sich.

An dem nämlichen verhängnißvollen Tage, dem 29. März 1623, feierte Elisabeth ihren Geburtstag. Alle ihre Verwandten und Freunde waren im Hause ihres Vaters, wo sie mit Eduard, mit dem sie nun ehelich verbunden war, wohnte.

Bei allen Gästen herrschte eine mehr ernste, als freudige Stimmung. Kroonenburg, oder lieber von Duinen, saß neben seiner Gemahlin in stilles Nachdenken versunken. Johann und seine Frau Marie sprachen mit dem alten Velsen über das unglückliche Ende des Herrn von Groeneveld, und Adelhorst, welcher, da er das englische no that immer im Munde führte, den Spitznamen Nothat bekommen hatte, mengte sich alle Augenblicke in das Gespräch, obschon man selten auf seine Worte achtete.

Jansje trat ein und meldete, daß ein fremder Herr draußen sei, der Herrn von Duinen zu sprechen wünsche.

„Führt ihn herein," sagte der alte Velsen, und bald darauf trat der Fremde, welcher Zeuge der Hinrichtung Groenevelds gewesen war, in das Zimmer.

„Seid Ihr der Herr von Duinen?" fragte er diesen, indem er sich vor ihm verbeugte.

„Das bin ich, doch mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

„Mein Name," erwiederte der Fremde," ist de Maas, und ich bin Pastor zu Antwerpen. Um dem Wunsche eines Sterbenden zu genügen, habe ich trotz meiner hohen Jahre eine Reise nach Eurer Stadt unternommen."

„Nehmt doch Platz, mein Herr," redete Elisabeth ihn freundlich an, „und genießt ein Glas Wein, um Euch zu erfrischen."

Der Pastor nahm ihr Anerbieten an, und nach einigen Augenblicken Schweigens begann er also: „Da ich gerne noch heute Abend wieder abreisen möchte, so will ich Euch in kurzen Worten das Nähere mittheilen."

„Vor etwa drei Wochen wurde ich zu einem Fremden gerufen, welcher krank in einem Wirthshause lag, und zwar so krank, daß wenig Hoffnung auf seine Wiederherstellung da war. Er verlangte von mir die heiligen Sakramente, die bei uns Katholiken dem Sterbenden gewöhnlich gereicht werden. Sein Name war Diego de las Valgas. Große Unruhe und Gewissensangst schienen ihm das Sterben unmöglich zu machen; ich hatte Mitleid mit ihm und fragte, ob ich ihm helfen könnte. Da gab er mir einen Brief für Euch, und ich mußte ihm

feierlich versprechen, Euch denselben nach seinem Tode zu übergeben. Noch in der nämlichen Nacht gab er den Geist auf, und hier, mein Herr, ist der Brief, den er mir gab."

Mit bebender Hand erbrach von Duinen den Brief, und nachdem er ihn überlesen hatte, sprach er: „Empfanget meinen herzlichsten Dank, mein Herr, daß Ihr mir dieses Schreiben gebracht habt, und habt die Güte, dieses Geld unter die Armen zu vertheilen." Bei diesen Worten überreichte er ihm eine nicht unbeträchtliche Summe, und fuhr dann fort: „Euer Stand und die gewissenhafte Erfüllung Eures Versprechens flößen mir so viel Vertrauen ein, daß ich den Brief meines unglücklichen Sohnes in Eurer Gegenwart vorlesen werde." Er nahm den Brief und las:

„Jetzt, wo der Todesengel mir winkt, flieht von meinem Auge die Verblendung, und Todesangst zerbricht die Eisrinde, die sich um mein Herz gelegt hatte. Sterben ist furchtbar, wenn man einsieht, daß es nur das Ende eines dem Laster geweihten Lebens ist, wenn man fühlt, daß der Fluch eines Vaters, der Fluch eines Bruders uns in's stille Grab folgen wird. Ich wage nicht, Beider Verzeihung zu hoffen; denn, obschon Euer edelmüthiger Charakter mir bekannt ist, so habe ich doch zu sehr gegen

Euch gefehlt. Ich halte es aber für meine Pflicht, Euch Alles aufzudecken, Euch meine Absichten und Beweggründe offen darzulegen. Möchte meine aufrichtige Reue die Wirkung haben, daß Ihr und mein Bruder keinen Fluch nachsendet in das Grab, das mein wartet.

„Von früher Jugend an wurde mir von meiner Mutter Haß gegen Euch, meinen Vater, gegen meinen Bruder und gegen Niederland eingeflößt, und in den Knabenjahren wußte sie diesen Haß noch mehr zu entflammen. Ich wurde zum geistlichen Stande vorbereitet und trat später in den von Loyola gestifteten Orden.

„Um diese Zeit starb meine Mutter und auf ihrem Sterbebette theilte sie mir noch Mehreres über Euch mit. Sie hatte erfahren, daß Eure Gemahlin nicht am Gifte gestorben sei; der Himmel hatte sie wahrscheinlich bei dessen Bereitung ein Versehen begehen lassen, wodurch es seine Kraft verlor. — Sie besorgte aber nicht, daß Ihr, mein Vater, es erfahren möchtet, da Ihr Euch nicht leicht in Euer Vaterland zurückbegeben würdet, und Eure Gemahlin, gleich Jedermann, glaubte, daß Ihr mit Eurem Söhnlein ertrunken wäret; denn man hatte den Schiffer, der eins Eurer Kleidungsstücke trug, und dessen unkenntliche Leiche, ein Kind

in den Armen, an den Strand getrieben war, für Euch angesehen.

„Sie hätte es wahrscheinlich selbst versucht, Euch aufzufinden, aber sie fürchtete Eure Wuth, wenn Ihr entdecktet, daß sie Euren Sohn, aus Haß gegen seine Mutter und gegen ihn selbst, weil Ihr ihn, wie sie glaubte, mehr liebtet als mich, zu Antwerpen hülflos verlassen hatte.

„Auch da noch machte sie mir ein abschreckendes Gemälde von Euch und schilderte Euch als einen Tiger, weil Ihr sie, nachdem Euch die Erbschaft Eures Oheims zugefallen war, nicht aufgesucht hattet, sondern geflohen waret. — Sie beschwor mich, daß ich sie rächen sollte, und starb.

„Kurz nach ihrem Tode führte mich eine geheime Sendung nach Holland, und wie Ihr wißt, rettete ich Euch dort das Leben. Ihr schenktet mir Vertrauen, erzähltet mir Eure Schicksale; ich begann zu ahnen und wurde von Tage zu Tage mehr überzeugt, daß Ihr es wäret, der mir das unglückselige Dasein gegeben.

„Um meine Mutter zu rächen, beschloß ich, Euch in dem Wahne zu lassen, als ob Eure Frau durch Eure Hand gestorben wäre, und ich ergötzte mich an der Gewissensangst, welche Ihr durch das vermeintliche Verbrechen littet, und welche ich als eine

gerechte Strafe für das an meiner Mutter begangene Unrecht ansah. Später änderte ich mein Benehmen; um Eure Schätze für mich oder meinen Orden zu erlangen, predigte ich Euch Buße in stiller Abgeschiedenheit; mein Rath, in ein Kloster zu gehen, wurde von Euch angenommen, und nun sann ich nur auf ein Mittel, das Euch bewegen sollte, mir Euer Vermögen zu übertragen. Ungefähr um diese Zeit kam Eduard von seinen Reisen zurück, und Velsen erzählte mir später, daß derselbe ein Findling sei. Durch einige gewandte Fragen erfuhr ich das Jahr, in welchem, und den Ort, wo er gefunden worden war, und kam ich auf die Vermuthung, daß er Euer Sohn sein könnte. Ich wollte ihn von Elisabeth entfernen, von dieser Elisabeth, die ich feuriger liebte, als je ein Mann ein Weib lieben konnte; denn er stand mir bei ihr im Wege. Bei dem Zusammentreffen im Busch gewann ich die Ueberzeugung, daß er mein Bruder war, durch den Ring, welchen er auf der Brust trug, da ich von meiner Mutter wußte, daß sie ihm denselben gelassen hatte, als sie ihn aussetzte.

„Ihr wißt, daß ich Euch endlich dahin brachte, Euer Vermögen dem Sohn Manuela's zu verschreiben. Der Grund, weshalb ich mich als solchen

nicht bekannt machte, war, weil ich fürchtete, daß Ihr alsdann Euern Entschluß ändern möchtet, und weil ich dann nicht mehr den Einfluß auf Euch gehabt haben würde, den ich als Priester auf Euch hatte. Später....."

Hier brach der Brief ab, und an Dem, was noch weiter folgte, konnte man sehen, daß er in einer heftigen und unruhigen Gemüthsstimmung geschrieben war.

Von Duinen fuhr, nachdem er eine Thräne aus dem Auge gewischt hatte, mit dem Vorlesen des Briefes fort:

„Das Wichtigste ist Euch nun bekannt. Ich fühle mein Ende nahen; noch wenige Augenblicke, und ich stehe vor dem Richterstuhl Dessen, dessen Nachfolger ich mich nannte, gegen den ich aber so schwer gesündigt habe. Ich werde in's Grab sinken, und der Fluch von Vater und Bruder und von so vielen Andern wird auf mir lasten! Vater, Bruder, könnt Ihr mir vergeben? Werdet Ihr für den Elenden beten? O, verklaget mich nicht bei dem großen Richter. Wie bebe ich bei dem Gedanken an die Ewigkeit; Vater, Bruder, Vergebung! Versagt sie nicht, Vater, Eurem Sohne, Eurem unglücklichen Kinde, Diego de las Valgas."

„Nie werde ich ihm vergeben!" rief Sommenstein

aus; „der Elende ist Schuld an dem Tode jener armen Mathilde.“

„Laß uns vergeben, Fritz,“ entgegnete Herr von Duinen; „wir haben ja Alle die Vergebung Dessen nöthig, vor dem die Himmel nicht rein sind und vor dem die Engel ihr Antlitz verhüllen. Fritz, ich, der Mann Deiner Schwester, dem selbst so viel vergeben ist, bitte um Vergebung für meinen Sohn.“

„Seid nicht zu strenge gegen Eure Mitmenschen,“ sprach de Maas, „und gedenkt, mein Herr, der Bitte: Vergib uns unsere Schuld .....“

„Ich vergebe ihm,“ fiel der Oberst ihm in die Rede, und Thränen quollen aus seinem männlichen Auge. „Diesem Beispiele werdet Ihr hoffentlich Alle folgen,“ fuhr der Pastor fort, indem er sich an die übrige Gesellschaft wandte: „oder ist noch Einer, der Haß gegen ihn hegt?“

Alle gaben eine verneinende Antwort, und auch Adelhorst, dem er nie etwas zu Leide gethan hatte, sprach laut sein „no that“.

Noch lange, nachdem de Maas sich entfernt hatte, blieb die Familie in ernster Stimmung beieinander, und dieser Tag war der traurigste Geburtstag, den Elisabeth je erlebt hatte. Doch, wie nach einem Gewitter der Himmel wieder hell

wird, so ging es auch mit ihnen, und schwerlich würde man ein Jahr später in den fröhlichen Gästen, welche die Verlobung von Sommenstein's mit einem seiner würdigen Mädchen mitfeiern halfen, Diejenigen erkannt haben, die ein Jahr früher so ernst gestimmt, deren Schicksale so eigenthümlich gewesen waren, deren Ausgang aber ein so glücklicher war. Als sie Alle so innig vergnügt um die Tafel saßen, während der Wein in den Pokalen perlte und der Jubel der frohen Gäste durch den geräumigen Saal hallte, stiegen Bilder der Vergangenheit vor Eduards Geiste auf, und indem er die Hand seiner Elisabeth drückte und sein Auge auf seinen Eltern ruhen ließ, wiederholte er mit Feuer die Worte, welche der Prediger Deder bei dem Wiederfinden seines Vaters gesprochen hatte: Gott ist die Liebe!

Wa.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vries, Johannes <<de>>,

Eduard Westburg, oder die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds Ein historischer Roman. Aus dem Holländischen übersetzt von L. T. Moseler

Siegen u. Wiesbaden 1844

P.o.rel. 6812
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038398-5